

www.e-rara.ch

Lesebuch für die 4. Klasse der Primarschule

Kammüller, Paul

Basel, 1925

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1329

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90169>

I. Aus dem Leben der Natur.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

I Aus dem Leben der Natur.



Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Tal und Wald und Feld.

I
Aus dem Leben der
Natur



Wenn Gott will rechte Günst erweisen
den schickt er in die weite Welt;
denn will er seine Wunder weissen
in Berg und Thal und Wald und Feld.

1. An den Mai.

Es ist doch im April fürwahr
der Frühling weder halb noch gar!
Komm, Rosenbringer, süsser Mai,
komm du herbei!
So weiss ich, was der Frühling sei.

Wie aber? soll die erste Gartenpracht,
Narzissen, Primeln, Hyazinthen,
die kaum die hellen Äuglein aufgemacht,
schon welken und verschwinden?
Und mit euch besonders, holde Veilchen,
wär's dann fürs ganze Jahr vorbei?
Lieber, lieber Mai,
ach, so warte noch ein Weilchen!

2. Der Haselstrauch.



albwegs im Winter noch, während die andern Pflanzen in tiefem Schlafe liegen, erwacht der Haselstrauch. Ein laues Lüftchen, ein schüchterner Sonnenstrahl hat ihn geweckt. Die kleinen, grünen Kätzchen, die schon seit dem vergangenen Herbst unbeweglich von den Zweigen starrten, beginnen sich zu dehnen und zu strecken. Allerliebste sehen sie alsbald aus, wie zierliche, umgekehrte Tännchen. Ein Windstoss schaukelt sie hin und her und entreisst ihnen ganze Wolken feinsten, gelben Blütenstaubes. Der schwebt in den Lüften, senkt sich auf die Hüllen der Kätzchen und auf den Boden. Er hängt sich aber auch an die roten Fäden, die aus dicken Knospen hervorgucken. Ja, er klettert an diesen Fäden hinab in die Knospe hinein, bis hinunter zu dem kleinen Fruchtknötchen, aus dem der rote Faden herauswächst. Mit grosser Freude wird er dort empfangen. Ungeduldig hat das

winzige Knötchen darauf gewartet, denn es braucht den Blütenstaub zum Wachsen und Fruchtbringen. Und es wächst und wächst, wächst bis hinein in den Herbst, bis es eine vollkommene Haselnuss geworden ist.

Wenn die Kätzchen ihren goldgelben Staub in alle Lüfte zerstreut haben, regt sich der Haselstrauch abermals. Aus den geöffneten Knospen gucken die jungen Blätter in die Welt. Sie trauen dem Wetter nur halb und haben sich zur Vorsicht in ein zartes Pelzmäntelchen gehüllt. Doch bald legen sie's ab und gehen an die Arbeit. Sie helfen die Nahrung zubereiten für die Schosse und die Früchte. Das geht so still, dass du nichts hörst noch siehst. Im Herbst aber erblickst du Nuss an Nuss. Jede ist von einem Becher umschlossen. Zuerst ist ihre Schale grün und weich, von Woche zu Woche aber wird sie dunkler und härter. Im Innern hält sie den Kern versteckt. Und ihr beide, du und das Eichhörnchen, könnt kaum warten, bis er völlig ausgereift ist, so fein und süß schmeckt er. Wer sähe das der Schale an?

Ja, es ist so: Unter einer harten Schale steckt manchmal ein guter Kern. Drum, Menschenkind, vertraue nicht dem äussern Schein.

3. Der Löwenzahn.

Wenn der Frühling ins Land gezogen ist und strahlende Sonne die Welt erfüllt, bedecken sich Wiesen und Wegränder mit einem leuchtenden Teppich. Der Löwenzahn hat ihn gewoben.

Wie heben sich die gelben Blütenköpfchen aus dem hellen, frischen Grün! Auf langem, schwankem Stiele stehen sie, wiegen sich im Frühlingswinde und trotzen seiner Kraft. Denn die Natur ist ein gar kluger Baumeister. Vor allen andern Baumeistern hat sie herausgefunden, dass so ein röhrenartiger Stengel weit mehr zu ertragen vermag als ein ausgefüllter, der gleich viel Baustoff braucht als ein hohler. Und das ist wichtig; denn rasch und doch gut muss der Löwenzahn seine Stiele bauen, bevor die Gräser und die andern Pflanzen ihm Licht und

Sonne wegnehmen, oder die Sense des Schnitters über die Matten fährt.

Und so wächst die Blume in kurzer Zeit der Sonne entgegen. Ein niedliches Körbchen ist's, gefüllt mit den kleinsten Blütchen. Scharenweise stehen sie beieinander auf dem gewölbten Blütenboden. Wenn aber die Sonne nicht leuchtet, die Nacht hereinbricht, Wolken am Himmel jagen oder der Regen fällt, erlischt all die goldene Pracht. Da drängen sich die Blütchen enger zusammen, und die äussern grünen Hüllblätter schlagen sich um sie zu Schutz und Schirm.

Doch, als wäre ihm Glanz und Farbe noch nicht genug, hält der Löwenzahn noch ein Freudenfest für uns bereit: die wunderbar duftigen „Lichtlein“. Wenn die Kinder sie ausblasen, dann fliegen die Sämlein mit einem winzigen Fallschirm aus feinen Härchen davon. Wenn aber ein Windstoss in die Lichtlein fährt, dann erfasst er die Früchtchen und trägt sie weit fort. Langsam schweben sie dort zur Erde nieder, wo er sie fallen lässt. Und wenn das Schicksal es will, so werden sie zur starken Pflanze, wie ihre Mutter eine war; senken, wie sie, die lange Pfahlwurzel tief in die Erde hinab und breiten die zahnartig geschnittenen Blätter als Rosette über dem Boden aus. Auch sie werden dann im nächsten Frühling die Menschen erfreuen, wenn die zarten Blätter des „Pfaffenröhrleins“ erscheinen, wenn die schlanken Stengel sich zu Ringen biegen in den Händen der Kinder und wenn die Lichtlein ausgehen.

4. Juchhei!

Juchhei! Blümelein, dufte und blühe!
Strecke alle Blättchen aus,
wachse bis zum Himmel 'naus!
Juchhei! Blümelein, dufte und blühe!

Juchhei! Lüftelein, hauche und wehe!
Hell der Himmel über dir,
bunt die Erde unter dir.
Juchhei! Lüftelein, hauche und wehe!

Juchhei! Bächlein klein, rausche und brause!
Brause hin durch Berg und Tal,
grüss die Freunde allzumal!
Juchhei! Bächlein klein, rausche und brause!

Juchhei! Vögelein, klinge und singe!
Blütenhain und Sonnenschein,
Frühling tanzt den bunten Reihn.
Juchhei! Vögelein, klinge und singe!

Juchhei! Menschenherz, klinge und springe!
Wolltest du der letzte sein,
da sich alle Wesen freun?
Juchhei! Menschenherz, klinge und springe!

5. Der Fliederbusch.

1. Im Fliederbusch war schrecklicher Spektakel. Obgleich gar kein Wind ging, bebten die Zweige von oben bis unten, und alle Blätter zitterten, so dass man schwindlig werden konnte, wenn man sie nur ansah.

Der Buchfink setzte sich wie gewöhnlich in den Busch, um sein Mittagsschläfchen zu halten; aber der Zweig, auf dem er sass, bewegte sich so stark, dass er kein Auge schliessen konnte und ganz erschrocken in den Goldregen flog. Er fragte seine Frau, was in aller Welt doch mit dem sonst so gesitteten Busch passiert sein könne; aber sie sass auf ihren Eiern und hatte keine Zeit zu antworten. Er fragte darum seine Nachbarin, die Meise, und die Meise kraute sich an ihrem schwarzen Käppchen und schüttelte geheimnisvoll den Kopf.

„Ich verstehe die Buschsprache nicht,“ sagte sie. „Aber es ist irgend etwas passiert. Ich merkte es bereits heut' morgen, als ich drüben sass und sang.“ Dann setzte sie sich in den Goldregen neben den Buchfinken, und beide betrachteten aufmerksam den wunderbaren Busch.

Das ganze Unglück bestand darin, dass die Wurzel auf einmal verdriesslich geworden war. „Hier soll man still sitzen und

sich für die ganze Familie abmühen“, brummte sie. „Ich bin es, auf den die ganze Arbeit fällt. Ich soll die Zweige, die Blätter und Blumen speisen und sie noch obendrein festhalten, damit nicht der Wind die ganze Herrlichkeit entführt. Und wer denkt wohl an eine treue Dienerin wie mich? Fällt es wohl je einem von den feinen Herrchen da oben ein, dass unsereins sich auch nach einer kleinen Zerstreung sehnen kann? Ich höre sie vom Frühling und Sonnenschein und dergleichen reden, aber ich selbst bekomme nichts davon zu sehen. Ich weiss gar nicht einmal ganz genau, was das überhaupt ist; ich weiss nur, dass sie im Frühjahr einen wahnsinnigen Appetit haben. Zur Wintertime lasse ich es mir noch gefallen; da ist nicht mehr zu tun, als man leisten kann, und man sitzt hier warm und gemütlich. Aber kaum wird das Wetter warm und schön, so beginnt das reine Hundeleben für uns arme Wurzeln.“

„Bohre dich fest in die Erde ein, du alte Wurzel!“ schrien die Zweige, „es kommt Wind auf, womöglich Sturm!“ — „Schaff uns mehr Nahrung, du schwarze Wurzel!“ flüsterten die Blätter, „es dauert noch lange, bis die ganze Familie ausgewachsen ist.“

Nun begannen die Blumen zu singen:

„Wir senken alle
die zarten Köpfchen.
O schick uns eilends
ein Regentröpfchen!
Du alte Wurzel,
sei gut, sei gut,
erquicke uns
in dieser Glut!“

„Ja, sagte ich's nicht?“ brummte die Wurzel. „Auf mir ruht alles. Aber das soll ein Ende haben. Ich will herauf und mich vom Regen rein waschen und von der Sonne bescheinen lassen, damit die Leute sehen, dass ich es mit den andern aufnehmen kann. Hallo, ihr dummen Zweige, die noch niemals etwas Nützliches vollbracht haben! Jetzt habe ich es satt, für solche Tagediebe zu arbeiten. Ich will mir auch einmal einen freien Tag machen. Gebt acht, jetzt lasse ich los!“

„Tagediebe?“ schrien die Zweige. „Was fällt dir ein, du dumme Wurzel! Wir haben ebensoviel zu tun wie du.“ — „Ihr?“ fragte die Wurzel. „Was denn, wenn ich fragen darf?“ — „Wir bemühen uns den ganzen Tag, die grünen Blätter an die Sonne zu bringen“, erwiderten die Zweige. „Wir müssen uns nach allen Seiten ausbreiten, damit keins zu kurz kommt. Könntest du bis hier herauf sehen, so würdest du gewahr, dass einige von uns durch die beständige Anspannung aller Kräfte schon vollständig gekrümmt sind. Nein, die Blätter kannst du vielleicht Tagediebe und Herumtreiber schelten, wenn du einen Gegenstand suchst, an dem du deine schlechte Laune auslassen kannst.“

2. Die Wurzel sann eine Zeitlang über die Worte nach, und es kam ihr schliesslich ganz vernünftig vor. Und so machte sie sich denn mit voller Kraft über die grünen Blätter her. „Wie lange glaubt ihr, dass ich noch euer gehorsamer Diener bleiben werde?“ brummte sie. „Zum Ersten kündige ich meinen Platz, das kann ich euch versprechen. Dann könnt ihr sehen, wie ihr allein fertig werdet, ihr faulen Blätter!“

Die Zweige begannen nun auch zu schelten und fuhren die Blätter an: „Die Wurzel hat recht. Ihr sollt euch nützlich machen, das verlangen wir. Wir haben es satt, euch zu bedienen.“ Und sie krachten und knackten, um ihren Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

„Sei doch nur still, du schwarze Wurzel,“ flüsterten die Blätter, „und ihr langen Zweige, tut nur nicht so wichtig! Schreit nicht so laut; es wäre doch schade, wenn andre hörten, was für Einfaltspinsel ihr seid. Glaubt ihr am Ende nicht, wir hätten unsre Arbeit so gut wie ihr?“ — „Lasst hören,“ sagten die Zweige und streckten sich. „Lasst hören,“ sagte auch die Wurzel und hielt sich so steif wie irgend möglich.

„Wisst ihr denn nicht, dass wir die Mahlzeit erst bereiten müssen?“ flüsterten die Blätter. „Glaubt ihr denn, dass ordentliche Leute sie so roh verzehren können, wie die Wurzel sie der Erde entnimmt und durch die Zweige nach oben sendet? Nein — wenn sie zu uns herauf kommt, heizen wir den Ofen und kochen mit Sonnenstrahlen darauf los, bis alles in Ordnung ist. Nennt ihr das vielleicht keine Arbeit?“

„Ja—a,“ sagten die Zweige gedehnt und knarrten etwas verlegen, „das lässt sich hören.“ Und sie erklärten den ganzen Sachverhalt der Wurzel, die es noch nicht ganz verstanden hatte, aber schliesslich auch nichts einzuwenden wusste.

Etwas später flüsterten die Blätter von neuem: „Wenn ihr durchaus schelten wollt und müsst, warum haltet ihr euch da nicht an die Blumen? Sie sind viel feiner gekleidet als wir, sie sitzen auf der höchsten Spitze und kommen der Sonne am nächsten. Und was beschaffen sie? Vielleicht könnt ihr es uns sagen, w i r wissen es wahrhaftig nicht.“ — „Ihr habt ganz recht,“ schrien die Zweige; „da haben wir die Tagediebe!“ — „Ihr habt ganz recht,“ brummte die Wurzel; „wir wollen es uns nicht länger gefallen lassen. Seid so gut, für euch selbst zu sorgen, ihr faulen, aufgeputzten Blumen! Welchen Nutzen habt ihr? Warum in aller Welt sollen wir uns für euch abmühen?“

Die Blumen schaukelten sich leise hin und her und strömten zarte Wohlgerüche aus. Dreimal mussten die andern fragen, bevor sie eine Antwort bekamen; dann sangen die Blumen:

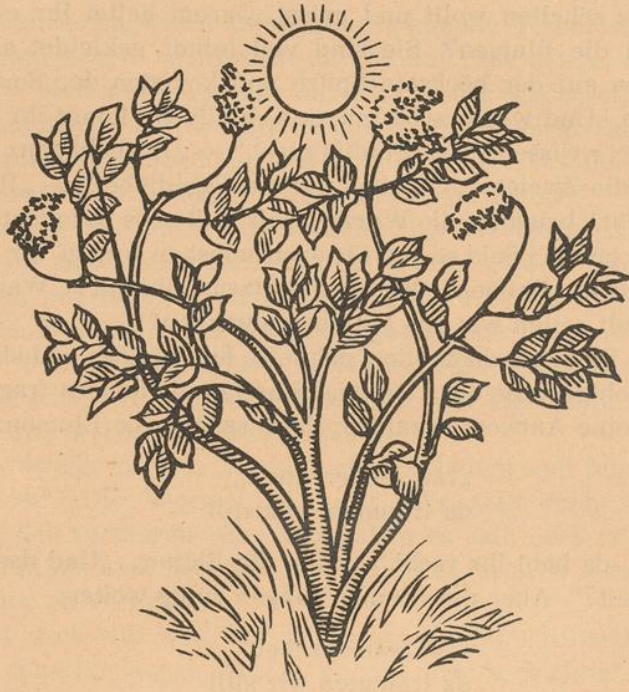
„Im Sonnenschein,
da träumten wir still —“

„Ja, da habt ihr recht,“ riefen die Blätter. „Und das nennt ihr Arbeit?“ Aber die Blumen sangen ruhig weiter:

„Im Sonnenschein,
da träumten wir still
von Liebe und Glück,
wie Gott es will;
von Himmelsfrieden
und Blütenpracht,
von ewgem Licht
nach langer Nacht.“

„Dummes Zeug,“ flüsterten die Blätter, und „Dummes Zeug,“ schrien die Zweige, und „Dummes Zeug,“ brummte auch die Wurzel, als sie erfuhr, um was es sich handelte. Alle stimmten darin überein, dass es unerhört sei, wenn man von ihnen verlangen wolle, noch länger für die faulen, nichtsnutzigen Blumen

zu arbeiten. Und sie schwankten und knackten und flüsterten und schrien und brummen vor lauter Ärger durcheinander, dass man kein vernünftiges Wort mehr verstehen konnte. Aber die Blumen lachten nur.



3. Der Sommer verging. Es wurde Herbst. Die jungen, grünen Zweige zogen ihr Winterkleid an. Die Blätter hatten kein Winterkleid. Das verstimmte sie dermassen, dass sie vor Ärger gelb wurden. Und dann starben sie. Eins nach dem andern fiel zur Erde hinab, bis schliesslich ein ganzer Haufe Blätter die alte, brummige Wurzel bedeckte. Die Blumen hatten schon lange den Kampfplatz geräumt. An ihrer Stelle sassens wunderliche, hässliche Dinger, die raschelten, wenn der Wind dazwischen fuhr. Und als der erste Wintersturm über den Fliederbusch brauste, fielen sie ganz ab, so dass nur noch die kahlen Zweige übrig blieben.

„Hu, hu,“ seufzten die Zweige; „nun tauschten wir gerne mit dir, du alte, schwarze Wurzel. Nun hast du es da unten in der Erde warm und behaglich.“ Die Wurzel antwortete nicht; denn sie hatte viel zu denken. Ganz dicht neben ihr lag nämlich ein sonderbares, kleines Ding, aus dem sie nicht recht klug werden konnte. „Wo kommst du denn her?“ fragte die Wurzel. Aber sie bekam keine Antwort.

„Kannst du nicht antworten, wenn ordentliche Leute dich anreden?“ sagte die Wurzel barsch. „Wir sind ja Nachbarn; da wäre es doch unnatürlich, wenn wir nicht Bekanntschaft schlössen.“ Aber das sonderbare Ding schwieg beharrlich, und die Wurzel hatte den ganzen Winter über Zeit, darüber nachzudenken, wer es wohl sein möchte.

4. Als es Frühjahr wurde, wuchs und schwoll das kleine Ding zusehends, und eines Tages schoss ein kleiner, grüner Keim daraus hervor.

„Guten Tag,“ sagte die Wurzel. „Willkommen im Sonnenschein! Vielleicht passt es dir jetzt, mir die Frage zu beantworten, die ich vor einem halben Jahr an dich stellte, — wer bist du?“

„Ich bin der Traum der Blumen,“ erwiderte das Ding, „ich bin ein Samenkorn.“ Die Wurzel schwieg eine Weile nachdenklich. Sie konnte das mit dem Traum der Blumen nicht recht verstehen und bat deshalb um nähere Erklärung.

„Ich merke, dass die Erde noch zu hart ist für mich, um durchzubrechen,“ sagte das Samenkorn; „darum kann ich noch ein wenig mit dir plaudern. Siehst du, wie ihr im vorigen Sommer die Blumen so schaltet, lag ich in einem Blütenkelch und hörte das Ganze mit an. Dass ich euch tüchtig auslachte, kannst du dir denken; aber mitsprechen durfte ich nicht, dazu war ich noch zu jung. Aber jetzt bin ich gross genug, um mich auf eigene Füße zu stellen. Ich habe meine eigene Wurzel und brauche dich nicht mehr.“ Und in demselben Augenblick versenkte das Samenkorn ein zierliches Würzelchen in den Erdboden. Die alte Wurzel machte grosse Augen, sagte aber nichts.

„Uebrigens will ich dich mit aller Höflichkeit behandeln,“ fuhr das Samenkorn fort; „auf gewisse Weise bist du doch mein Vater.“ — „Bin ich das?“ fragte die Wurzel.

„Natürlich,“ war die Antwort. „Ihr seid alle meine Eltern. Du hast die Nahrung für mich aus der Erde heraufgeholt, und die Blätter haben sie in der Sonne gekocht. Die Zweige haben mich ans Licht und an die Luft getragen, und die Blume wiegte mich in ihrem tiefen Kelch und träumte und flüsterte ihren Traum den Hummeln ins Ohr, damit sie ihn den andern Fliederblüten mitteilten. Jeder von euch hat mir etwas gegeben, — euch allen danke ich mein Leben.“

5. Nun hatte die Wurzel genug zu denken. Es wurde fast Hochsommer, bis sie einigermaßen damit zu Ende war. Aber als ihr dummer Kopf endlich alles richtig begriffen hatte, fragte sie die Zweige in ungewöhnlich höflichem Tone, ob nicht ein allerliebster, kleiner Fliederbusch neben ihr stände. „Gewiss,“ erwiderten die Zweige; „aber pass nur gut auf und halte fest. Es weht, als ob wir allesamt umstürzen müssten.“

„Seid nur ruhig,“ sagte die Wurzel. „Ich werde schon festhalten. Ich wollte euch nur mitteilen, dass der kleine, niedliche Fliederbusch mein Kind ist.“

„Ha, ha,“ lachten die Zweige. „Glaubst du denn wirklich, dass eine alte, schwarze Wurzel wie du so ein allerliebstes Kind haben kann? Es ist so zart, so frisch und grün, wie du dir gar nicht denken kannst.“ — „Es ist doch mein Kind,“ sagte die Wurzel stolz. Und dann erzählte sie den Zweigen, was sie vom Samenkorn gehört hatte, und die Zweige erzählten es wieder den Blättern.

„Ach, so etwas!“ sagten sie alle miteinander. Nun begriffen sie erst, dass sie einen grossen Hausstand bildeten, in dem ein jeder sein besonderes Amt zu verwalten hatte. „Stille, stille,“ flüsterten sie sich gegenseitig zu, „dass wir nur die Blumen in ihrem Traum nicht stören!“

Und die alte Wurzel mühte sich ab, als wenn sie dafür bezahlt würde, recht viel Nahrung zu sammeln. Die Zweige reckten und streckten und krümmten sich auf alle erdenkliche Weise, um tüchtig Licht und Luft zu schaffen. Die Blätter wiegten sich in dem warmen Sommerwind und sahen aus, als ob sie gar nichts täten; aber in ihnen kochte und brodelte es in tausend winzigen Küchen.

Und oben in der Spitze sassen die Blumen und träumten und sangen:

„Blätter fallen, Blätter sterben.
O, wer wehret dem Verderben?
Wer bringt neues Leben
in die tote Welt?
Sieh, der Lenz ist nah.
Neue Keime schiessen,
neue Blumen spriessen.
Winter ist vorüber,
und mit lauen Lüften
und mit süssen Düften
ist der Sommer da!“

6. Die Bohne.

Wer hätte nicht als wissbegieriges Schulkind seiner Mutter ein paar Bohnen abgebettelt und ins Schwammbüchlein gelegt. Es ist aber auch zu interessant, zu beobachten, was da alles vor unsern Augen geschieht.

Erst saugt sich die Bohne voll mit Wasser und wird trotz dieser mageren Kost doch täglich dicker und runder. Schliesslich platzt sogar die derbe Haut, die sie umgibt, und zwischen den beiden Hälften, die auseinanderklaffen, äugeln zarte, weissgelbe Blättchen und ein kleines Würzelchen hervor. Sie wachsen und wachsen. Die Blättlein färben sich dunkler grün, und das Würzelchen bekommt feine Fäserchen. Die arme Bohne aber, die sich erst so stolz gebläht, wird von Tag zu Tag dünner und schwächtiger und bekommt Runzeln. Es ist aber auch kein Wunder, wenn man derart ausgesogen wird! Das junge Pflänzchen, das so munter lebt, ernährt sich nämlich von der alten Bohne. Aus ihrem Leib baut es sich seinen Körper auf, solange, bis es sich selber Nahrung suchen kann. Es macht es wie das Kind, das an der Eltern Tische sitzt, bis es sich selbst sein Brot verdienen kann, und wie das Vöglein, das solang im Ei drin lebt, bis es, zum Leben bereit, aus der Schale schlüpft.

Versetzen wir ein solches Bohnenpflänzlein in die Erde, so hält das Würzelchen sich darin fest und versorgt das Pflanzenkind mit Wasser und allerlei Nahrung, die sich im Boden findet. Die Blätter sprossen hervor, dehnen sich im Sonnenschein und atmen mit Behagen die reine Luft, die zugleich für die Pflanze auch Nahrung ist. Bald windet sich eine lange Ranke an der Stange hinauf, die eine vorsorgliche Menschenhand gesteckt hat. Die Blüten kommen in satten Farben hervor. Bienen und andere Insekten umschwärmen sie und tragen den Blütenstaub an ihrem Leibe von Blüte zu Blüte. Und bald darauf, wo eine Blüte welk zu Boden gesunken ist, siehst du die kleinen Schoten. Sie strecken sich. Innen aber sitzen die Samen, und wenn der Mensch die grünen Schoten nicht pflückt, so klappern nach ein paar Wochen die dicken, reifen Bohnen in der dünnen Hülse.

Der Kreislauf ist vollendet. Der Same, aus dem das junge Pflänzlein wuchs, ist wieder da, bereit, sich auch in die Erde zu senken und im nächsten Frühling zu keimen und Pflanze zu werden. Mag die alte Staude verwelken und verdorren, nächstes Jahr wird sie auferstehen aus ihren Kindern, aus ihren Samen.

7. Die Hecke.

Mein Vater ging an einem Sonntagmorgen mit mir nach Arlesheim. Es war im Mai. Wir kamen an vielen Gärten vorüber. Sie hatten Gitter von Eisen, schwarz mit goldenen Spitzen. Einige hatten grünbemalte Holzstakete. Dann kamen wir an eine Wiese, die nur mit einer geraden Reihe von Sträuchern eingefasst war.

„Siehst du,“ sagte der Vater, „das ist einmal eine lebendige Hecke.“ Ich musste lachen, denn die Hecke war nicht lebendig, sie stand ganz still. „Dumme Liese,“ sagte der Vater, „ich meine nicht, dass die Hecke tanzen kann! Aber lebendig ist sie doch, denn Gitter von Eisen oder Holz sind tot, aber Sträucher sind lebendig, so gut wie Bäume und Blumen.“

„Die Hecke ist schön“, sagte ich. Und sie war wirklich schön. Hübsch gezackte Blätter, einige grün, die andern rötlich braun, sassen an den Zweigen. Ich bemerkte bald, dass die roten Blätter die jungen waren, denn sie sassen zu oberst an den Trieben. „Die



Hecke ist auch dicht und dauerhaft," sagte der Vater und zeigte unten hinein zwischen die Zweige. Sie waren kraus und knorrig und ineinander geflochten wie ein Netz. Als ich sie ein bisschen zu bewegen versuchte, flog schnell ein Vogel auf und schrie laut, während er seine braunen Flügel ausbreitete. „Vielleicht hat er ein Nest hier. Wir wollen ihn nicht stören, wir wollen weitergehen," sagte der Vater.

Aber da hing ich mit dem Ärmel fest an einem Dorn. Es gab ein dreieckiges Loch in dem neuen blauen Rock, und der Vater schalt. „Ach so, dies ist eine Dornenhecke," sagte ich kleinlaut; das Wort kannte ich schon lange, aber gesehen hatte ich solche Hecken noch nicht.

Plötzlich schrie ich vor Verwunderung auf! Die Hecke blühte ja, blühte mit reizenden, weissen Blumen! Die standen dicht nebeneinander wie fertige kleine Sträusse. Ich steckte mir einen an, der Vater wollte keinen. Der Stengel war aber zäh, man musste ihn mit dem Messer abschneiden. „Sie riechen nach Mandeln!"

rief ich erfreut. Ich pflückte eine Menge blühender Weissdornzweige. Als ich sie eine halbe Stunde getragen hatte, liessen sie schon die Köpfe hängen. Zu Hause, im Wasser, erholten sie sich wieder, aber der Mandelgeruch war verschwunden.

„Hübsch sind sie wohl,“ sagte die Mutter, „aber sie riechen ja nach Fleckwasser.“ — „O Mutter, wärest du nur mit gewesen in Arlesheim heut morgen und hättest die hübsche Hecke gesehen, und wie da die weissen Blüten zwischen dem saftigen Grün und Rot der Blätter standen, und wie sie im Sonnenschein nach Mandeln dufteten, und wie die Bienen um sie herumflogen — sie hätten dir auch gefallen!“ rief ich.

Die Mutter seufzte. „Ja, wenn ich nicht immer für euch flicken müsste, dann könnte ich auch einmal mitgehen.“

Später ist die Mutter einmal mit uns gegangen. Es war ein schöner Oktobertag. Wir kamen auch nach Arlesheim. „Siehst du, da ist die Hecke,“ sagte ich. Sie sah aber doch ganz anders aus. Zwar hatte sie noch viele, viele Blätter, aber sie waren braun und hart wie Leder. „Ich sehe keine Blumen mehr!“ rief ich traurig. „Aber ich sehe Mehlbeeren! Rote Mehlbeeren in Hülle und Fülle,“ sagte die Mutter. Und wir assen davon und nahmen noch viele mit nach Hause für unsere grösste Blumen vase. Es gab einen schönen Herbststrauss, die braunen Blätter mit den roten Beeren.

8. Gefunden.

Ich ging im Walde
so für mich hin,
und nichts zu suchen,
das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
ein Blümchen stehn,
wie Sterne leuchtend,
wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen,
da sagt es fein:

Soll ich zum Welken
gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's
am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
am stillen Ort;
nun zweigt es immer
und blüht so fort.

9. Der Graben.

An der Seite vieler Strassen und Wege läuft manchmal ein Graben hin. Solche Gräben gibt es z. B. bei Allschwil und in den Langen Erlen. Darin wuchern allerlei Pflanzen, da springen Grashüpfer, da laufen braune oder blaue Käfer, da ist es viel lustiger zu gehen, als auf der geraden, langweiligen Strasse. Wenn ich solch einen Graben sehe, gucke ich erst hinein, ob Wasser darin ist. Hat der Graben Wasser, so stecke ich einen Stock hinein, um zu sehen, wie tief es ist. Ich möchte zwar auch sehr gern im tieferen Graben patschen, aber der Vater sagt, das verdirbt die Schuhe, und Schuhe kosten viel Geld. Es ist auch unangenehm, die Schuhe zu putzen, wenn sie voll Schlamm oder Lehm sind. Ist aber der Graben nicht sehr nass, dann springe ich getrost hinein, und nun geht der Spass an!

Man kommt nicht so schnell vorwärts hier unten wie auf der Strasse, nein, man muss die Beine ordentlich heben und schwingen, so dicht stehen die Kräuter. Quer über den Weg legt sich die hinterlistige Brombeerranke und möchte wohl gern, dass ich hinfiere! Ja, hinterlistig ist sie mit ihren Stacheln, aber hübsch ist sie doch! Ihre rötlichweissen Blumen drängen sich dicht aneinander, wie kleine wilde Rosen, und ich habe auch schon manchmal schwarze Brombeeren gefunden. Die sehen aus, wie aus lauter blanken, schwarzen Perlen zusammengesetzt. Sie

haben mir ausgezeichnet geschmeckt! Im Frühling finde ich gewöhnlich zwei niedliche, blaue Blumen im Graben. Die eine ist wirklich himmelblau mit weissen Adern, aber leider fällt sie bald ab, man kann sie fast fortblasen. Man nennt sie bei uns „Katzenaigli“. Der Name passt sehr gut zu dem Blümchen; der hochdeutsche Name Ehrenpreis ist aber auch hübsch. Die zweite Blume, mit lila Blüten, heisst Gundelrebe. Ihre Blüten sehen aus wie kleine, aufgerissene Mäuler. Sie hat hübsche, rundliche Blätter, die einen starken, gewürzhaften Duft haben.

Vorsichtig steige ich weiter, um nicht zu viele Pflanzen zu zertreten. Ha, was war das? Ein dicker, brauner Frosch ist vor mir aufgehüpft, da sitzt er ja auf einem grünen Klettenblatt und guckt mich an mit seinen goldgelben Augen. Wie komisch sitzt er da, der wohlgenährte Grasfrosch! Er atmet schwer, wie ein Mensch, der zu viel gegessen hat. Und das ist wahrscheinlich auch dem Grasfrosch passiert, denn Fliegen gibt es hier genug zu essen. Nein aber, der Vielfress! Er schnappt schon wieder nach einer. Ganz weit hat er sein breites Maul aufgerissen, aber die Fliege ist vorbeigeschwirrt. Nun atmet er noch schwerer, wohl vor Ärger!

Da hängen Büsche über den Graben herein, Büsche von der Hecke oben. Man muss sich ducken. Die breiten Blätter streifen mir kühl übers Gesicht. Wollt ihr meinen Hut mitnehmen, ihr Haselnusszweige? Aha, es soll wohl ein Sperling oder ein Star sein Nest darin bauen? Das möchtet ihr wohl, ihr schelmischen Haselnusszweige; ich weiss, ihr schützt ja gern die lieben Vögel! Aber was würde die Mutter sagen, wenn ich ohne Hut nach Hause käme! Ist das nicht eine grüne Haselnuss hinter den Blättern? Sieh, das war freundlich, lieber Strauch! Die Schale ist noch weich und grün, die Nuss ist noch nicht ganz reif! Schade, sie schmeckt beinahe wie eine Eichel. Ich habe mich zu früh gefreut!

Aber was ist das? Diese schönen länglichen, gelbweissen Blüten mit dem starken Duft? Woher kommen sie nur? Ach, dort vom Graben her ranken sich die schlanken Zweige über die Hecke. Die bring' ich der Mutter mit!

Wie ich sie pflücken will, ruft eine helle Stimme: „Warte, du Junge, das ist u n s e r Gaissblatt!“ Ein kleines Mädchen steht

hinter der Hecke und lacht. Plötzlich wirft sie mir eine Handvoll zu. „Nimm sie nur, und pflück dir, so viel du willst, wir haben genug Gaissblatt im Garten!“

10. Etwas von unsern Eidechsen.

Komm einmal mit mir an den Hang, wir wollen die Eidechsen beobachten, die eben ihr Winterquartier verlassen haben und sich sonnen im wohligen Licht. Es sind *Zauneidechsen*, unsre gewöhnlichste Art. So recht munter scheinen sie aber noch nicht zu sein, auch das Äussere lässt noch manches zu wünschen übrig. Denn erst an einigen Stellen hat sich das alte, farbentrübe Hautkleid gelöst und hängt in kleinen Fetzen am Körper, die nur allmählich abgestreift werden beim Durchschlüpfen zwischen den Steinen. Aber wenn die Häutung vollendet ist, wie schön und leuchtend strahlt uns dann das neue Kleid des Eidechsenmännchens entgegen: gelb-, gras- oder graugrün mit tiefbraunen Rückenstreifen, geschmückt mit zwei oder drei Reihen weisser Flecken. Namentlich wenn die Sonne das bewegliche Tierchen bescheint, gibt's ein wunderschönes Farbenbild. Auch das Weibchen ist hübsch gefärbt, weniger leuchtend freilich, mehr bräunlichgrau. Aber sieh dir die zierlichen Zeichnungen nur näher an, du wirst deine Freude dran haben, ebenso wie am Gewande des Rebhuhns oder der Lerche, von dem auch nur der oberflächliche Beobachter sagen kann, es sei nichts dran.

Noch beweglicher ist die kleine *Mauereidechse* und zugleich geschickter. Keine Wand ist ihr zu steil, keine Fläche zu glatt. Behend und geschickt ist sie oben, im Nu verschwunden in einem Spalt zwischen den Steinen, in einer Ritze des ausgetrockneten Bodens. Besonders bei der Insektenjagd zeigt sich die Schnelligkeit und Gewandtheit dieser kleinen Tiere.

Nichts ahnend hat sich ein kleiner Schmetterling auf einem Halm niedergelassen vor dem Mauselloch, welches eine Zauneidechse bewohnt. Wie ein Blitz schiesst diese hervor aus der dunkeln Höhlung, schnellt den Vorderkörper empor, und im Nu ist der fette Leib des Insekts in dem gefräßigen Rachen verschwunden, während die hübschen Flügel mit den blutroten

Flecken geräuschlos zur Erde sinken. Eiligen Fusses zieht ein Laufkäfer seine Strasse. Aber der böse Feind ist schneller: gepackt und geschüttelt, dass die Fetzen des goldgrünen Gewandes umherfliegen, das ist eins. Und nun geht's ans Verspeisen, erst der weiche, flügellose Hinterleib und dann das härtere Bruststück mit dem Kopf. Noch eine Schluckbewegung, die Sache ist abgetan, und voll Befriedigung leckt sich der kleine Räuber sein Schnäuzchen. Das Essen hat geschmeckt. Oder da sitzt eine Raupe an der Spitze des Grasblattes. Gierig schaut unser Freund in die Höhe. Dann ein Sprung, der Halm knickt herab, und der leckere Bissen ist erreicht.

In der Freiheit scheint die Zauneidechse nur lebende Tiere zu erbeuten, selbst junge Eidechsen ihrer eigenen oder einer andern Art bewältigt sie. Was sich nicht rührt und nicht zappelt, beachtet sie nicht. In der Gefangenschaft aber nimmt sie auch mit toten Mehlwürmern, Fleisch oder Eidotter vorlieb; wir haben ihr manchmal davon gereicht.

Im Juni oder Juli werden in Moos oder lockere Erde die Eier abgelegt. In flachen Gruben liegen dann hier die häutigen Eier, ein halbes oder ein ganzes Dutzend. Zwei Monate etwa brauchen sie zur Entwicklung, alsdann schlüpfen die niedlichsten Dinger der Welt aus den missfarbenen Hüllen, hellgraue Echsen, der dunklere Rücken eingefasst von zwei lichten Streifen. Sie führen sofort die Lebensweise der Eltern; ohne Erziehung und Unterricht gedeihen sie prächtig.

Aber Mitte Oktober ist's aus mit dem munteren, fröhlichen Leben. Da sucht sich alt und jung zu verbergen unter Moos, zwischen Baumwurzeln, in Erdlöchern und dergleichen. Und nun lassen sie die Herbststürme über die Erde brausen, die Schneedecke hüllt Wald und Flur in glitzerndes Weiss: verborgen im sicheren Versteck träumen die kleinen Wesen der Lenzessonne entgegen, die sie wecken wird zu neuer Tätigkeit.

Auch unsere allbekannte *Blindschleiche* gehört trotz ihrer schlangenähnlichen Gestalt zu den Eidechsen. Man trifft sie in der Umgebung unsrer Stadt ziemlich häufig an. Hier nur ein Wort zur Aufklärung. Kein Frühjahr, kein Sommer vergeht, ohne dass ich tote Blindschleichen an Wald- und Wiesenwegen

finde, erschlagen von törichten oder groben Händen. Töricht ist es: du tötest das unschuldigste Geschöpf von der Welt, das dir nichts zuleide tut. Glatte Raupen, Nacktschnecken und Regenwürmer verzehrt es; willst du ihm seine kleine Beute nicht gönnen? Grob ist es: glaubst du, die Tiere sind dazu da, dass du sie vernichten darfst? Ist dies dein Recht, weil du der Stärkere bist? Ahnst du nicht, dass es Menschen gibt, die sich freuen würden an den graziösen Bewegungen des glatten Tierchens, die es gern auch einmal in die Hand nehmen und mit stillem Vergnügen sein treuherziges Auge betrachten würden? Nun liegt's erschlagen vor deinen Füßen — welche Heldentat!

11. 's Schnäggli, wo in Räbbärg het welle.

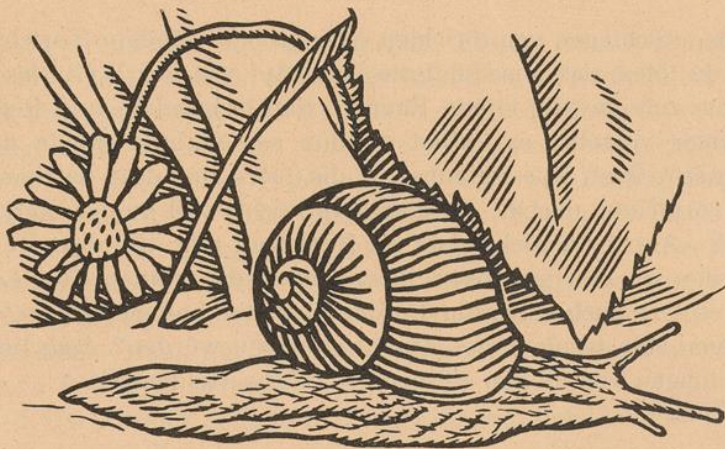
Morge frie, wo d'Sunn erwacht,
het sich 's Schnäggli use gmacht;
sunscht isch's juscht sy Gwohned nit,
aber 's wott verraise hit.

Denn der Stork isch gestert scho
näbezue in d'Matte ko,
träf dä 's Schnäggli a, herje!
wär waiss, was em do kennt gscheh.

Drum in Räbbärg wott's no hit;
dert verwitscht's der Haini nit.
Juscht der Wäg isch gryslig wyt:
sibe Schritt, — das bruucht e Zyt!

„So mängg Stunde muess i ha!“
fot my Schnäggli z'rächne-n-a;
„lauf i waidlig, blybe mir
aini oder zwai no fir.“

's isst drum zerscht no z'Morge rächt, —
niechter grotet alles schlächt, —
druff het's an de Schiehli doch
au no plätze miesse 's Loch.



Fertig wär's jetz und hätt packt,
vorwärts goht's druff unverzagt,
goht e Schritt, derno der zwait,
do isch us scho d'Herligkait.

D'Sunne sticht's jo halber z'tod;
's Schnäggli lächzged. Lueg, do stoht
grad e Blatt am Wäg derby
wie-n-e Sunnebarebly.

Drunder suecht's e Plätzli us,
stellt im Schatte-n-ab sy Hus;
's wott nur gschwind verschnufe do,
hätt's der Schlof nit ibernoh.

Wo's druff wider isch verwacht,
nai, wie gryslig het's nit gmacht!
Denn es fällt em ebe-n-i:
's sot scho lang im Räbbärg si.

Waidlig jetz es wyters will,
aber 's haltet wider still:
's tät hit doch nit uffo ko,
d'Sunn isch scho am Abegoh.

's schlieft verdriesslig drum fir hit
zugg ins Hus und tuet kai Schritt:
zletscht isch wider morn e Tag,
wo's der Räscht no gmache mag!

Aber in der Morgestund
morn der Stork uff d'Matte kunnt,
sieht my Schnäggli, bsinnt si nit:
schnipp und schnapp —
klipp und klapp — und abe mit!

12. Ein verkannter Wohltäter.

Er ist ein armer Geselle. Menschen und Tiere verfolgen ihn, niemand liebt ihn, viele verabscheuen und verachten ihn. Er lebt in der finstern, feuchten Erde. Er scheut das helle Licht der Sonne wie ein schlimmer Bösewicht, und nur, wenn der Himmel sich trübt und Regen fällt, ist es ihm so recht wohl, dann wagt er sich aus seinen Schlupfwinkeln hervor, der — Regenwurm. Alsdann schiebt er sich über die Erde hin, indem er seinen Leib bald lang und dünn ausstreckt, bald wulstig wiederum zusammenzieht. Ein langsam Gehen! Und doch, was würden Beine nützen, wenn er seine Gänge durch die Erde bohrt wie ein Keil? Da ist er froh, dass er ein schlanker, dünner Wurm ist.

Wird ihm das Bohren in der Erde gar zu hart, versagt alles Pressen und Drängen, so macht er's kurz, wie der Reisende im Schlaraffenland: er frisst sich durch den Boden hindurch. In kleinen Häufchen setzt er die Erde auf der Oberfläche wieder ab. Schau nur einmal, wenn es geregnet hat!

So pflügt er uns den Boden um und verlangt nicht einmal viel dafür. Denn er ist ein sehr genügsamer Bursche. Mit halbverwesten Pflanzen- und Tierresten, die er im Boden findet, ist er zufrieden. Zu unrecht sagt man ihm nach, er fresse den Pflanzen die Wurzeln ab; der arme Kerl hat ja gar keine Zähne dazu! Froh müssen wir sein, wenn er in Feld und Garten seine stille Arbeit tut, unverdrossen, und ohne Lohn von uns zu fordern.

13. Ein flatterhaftes Wesen.

1. Dass wir uns über manch kleine Dinge so freuen können! — Hast du einmal eine Mutter gesehen, wie sie durchs Haus läuft, den Vater ruft und das Dienstmädchen, wie sie hinüberspringt zu den Grosseltern und es allen Onkeln und Tanten, sogar den Nachbarsleuten erzählt: „Der erste Zahn! ganz deutlich ist er zu fühlen, und man sieht auch schon das kleine weisse Spitzchen hervorlugen.“ Du armes Büblein, heut hast du einen schweren Tag! Schon der zweite Zahn wird weniger ungestüm empfangen, beim dritten erfährt's nur der Vater, vom vierten wird nicht mehr viel Wesens gemacht.

Und so geht's überall. Der erste Star vor seinem Bretterhäuschen im Garten: das ganze Haus ist voll Freude; das erste Schneeglöckchen: jubelnd bringen es die Kinder den Eltern; der erste Maikäfer: vor ein paar Tagen schon hatte er in der Zeitung gestanden, freudig begrüsst von allen Lesern.

Heute habe ich selbst auf meinem Spaziergang den Frühling gefunden. Wie der Saft schon in die Weiden getreten ist hier an der Wiese! Wie die Ruten strotzen voll Lebenskraft! Und wahrhaftig, die alten Pappeln drüben am Strom zeigen auch schon den verheissungsvollen rötlichen Hauch an ihren Zweigen. Die Lerchen sind da, und ein paar Bachstelzen trippeln zierlich einher auf den Steinen am Ufer. O selige Frühlingszeit!

Ich sitze in meinem Zimmer am Schreibtisch; die Fenster habe ich geöffnet, denn der Abend ist lau und mild, und die Amsel flötet so zart und sanft ihr erstes Lenzeslied. Da flattert es mir um den Kopf mit leichten Schwingen, ein Rundflug durchs Zimmer und wieder hinaus in die Nacht. Mein Gott, mit was für kleinen Dingen kannst du doch dem armen Menschenkind eine Riesenfreude bereiten: ein bisschen Vogelgesang, ein Kätzchen am Haselstrauch, ein kleines Blumenglöckchen, ein gelber Falter und — eine Fledermaus!

2. Wo sie wohl die kalten Monate verträumt hat? Im Sparrenwerk des Dachstuhls, vielleicht nahe dem Schornstein, der ihr vorzeitig den Frühling vortäuschte, oder im Kamin selbst? Zieh dich nur wieder zurück, du armer Narr, ins warme

Versteck zu deinen Brüdern und Schwestern, die alle noch schlafen; Käfer und Nachtschmetterlinge beginnen so früh nicht zu schwärmen, und von den paar Spinnen hier und dort in den Winkeln wirst du nicht satt.

Eine überwinterrnde Fledermausgesellschaft gewährt einen ganz eigenen Anblick. An den Zehen der Hinterpfötchen hängen die kleinen Tiere, den Kopf abwärts gerichtet und den ganzen Körper lose eingewickelt in die faltigen Flughäute, dass nicht viel mehr als das spitze Schnäuzchen durch einen Spalt hervorschaut. So schlummern sie oft dutzendweise in Reih und Glied an demselben Balken hoch oben in einem Dachboden dem kommenden Lenze entgegen. Wie ein Bündelchen abgestorbenen Laubes sehen sie aus, eingetrocknet und ohne Leben.

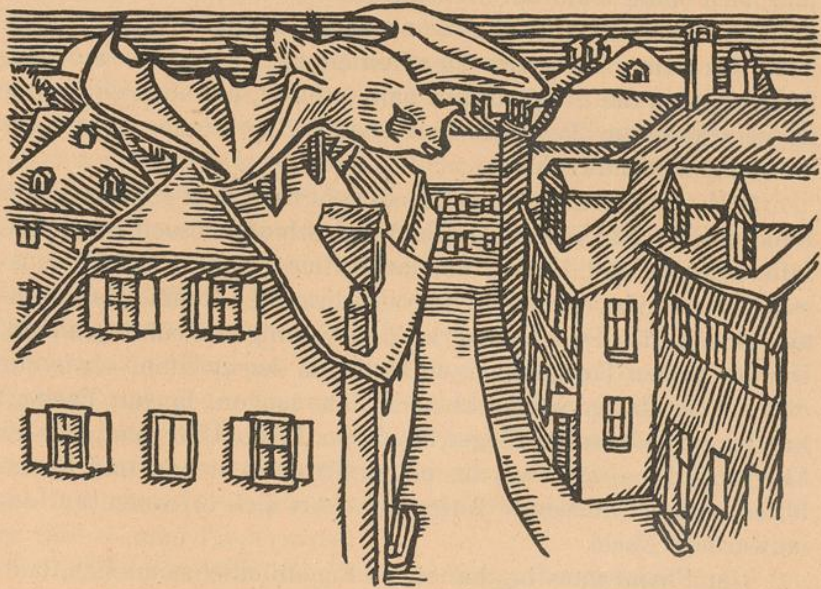
Aber jetzt reckt sich der eine Arm, er streckt sich und dehnt sich, und auch am andern spreizen sich die Finger. Das Köpfchen mit den blitzenden Augen schaut nach links und nach rechts und nach oben. Bald hat die Daumenkrallen die Ritze im Balken gefunden, wo sie sich einhakt, und langsam zieht nun die Spannkraft des Armes das ganze Tierchen empor, bis es oben auf dem Sparren sitzt, die Flughaut nur halb gelüftet, um noch ein wenig zu verschnaufen, bevor es den ersten Flug wieder wagt nach der langen Winterruhe.

3. Hei! wie schön und sicher es geht trotz dem engmaschigen Balkenwerk. Ein ganzes Dutzend der Schlafgenossen ist gleichfalls erwacht und flattert nun auch, leise, hohe Pfeiftöne ausstossend, unruhig umher in dem beschränkten Raum. Dann hinaus durch das Dachfenster in den wonnigen Frühlingsabend. Um den ersten Turm herum und jetzt um den zweiten — wie der dicke Abendfalter schmeckt nach dem langen, langen Fasttag! Lautlos wirbeln seine Flügel hinab zur Erde. Und nun geht der Flug zum Flussufer, wo die hohen Pappeln stehen und Nachtfalter und schwärmende Käfer aller Art sich erfreuen an der lauwarmen Nacht.

Der Fledermausflug hat etwas Eigentümliches an sich, lautlos wie der Flug aller nächtlichen Tiere, zackig die Bahn, unsicher scheinbar und ohne Ziel. So fliegt kein Vogel durch die Luft, kein Abendfalter, ein Flattern ist es, kein Fliegen.

Das wunderbarste am Fledermausflug aber ist, dass die Tierchen selbst in dunkelster Nacht, ja auch in einer ganz fremden Umgebung nirgends anstossen und auch dem feinsten Astwerk, dünnen Fäden sogar, geschickt auszuweichen verstehen. Dazu werden sie befähigt durch Tastnerven, die überaus zahlreich über die Flughäute verteilt sind. Diese Tastnerven nehmen die leisen Luftwellen wahr, die auch von den zartesten Gegenständen zurückgeworfen werden, in deren Nähe die Flatterer sich bewegen.

Und da können sich manche Frauen noch ängstigen, dass die Fledermaus ihnen in die Haare fliegen werde; das wäre ja ganz schrecklich — für das arme Tierchen nämlich, die Fledermaus! Auch alle andern Dummheiten, die man sich noch heutzutage von unserm verkannten flatterhaften Wesen erzählt, gehören ins Reich der Fabel.



14. Sommergesang.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
in dieser lieben Sommerszeit
an deines Gottes Gaben.

Schau an der schönen Gärten Zier
und siehe, wie sie mir und dir
sich ausgeschmücket haben.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fliegt aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder.

Die hochbegabte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,
das Schwälblein speist die Jungen.

Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh
ins tiefe Gras gesprungen.

Die unverdrossne Bienenschar
fleugt hin und her, sucht hier und dar
ihr edle Honigspeise.

Des süßen Weinstocks starker Saft
bringt täglich neue Stärk und Kraft
in seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächst mit Gewalt,
darüber jauchzet jung und alt
und rühmt die grosse Güte
des, der so überflüssig labt
und mit so manchem Gut begabt
das menschliche Gemüte.

Ich selbst kann und mag nicht ruhn,
des grossen Gottes grosses Tun
erweckt mir alle Sinnen.

Ich singe mit, wenn alles singt,
und lasse, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

15. Bunte Schwingen.

1. Unter allen Tieren sind die bevorzugten Freunde von gross und klein gewiss die Schmetterlinge. Die leuchtenden Farben oder die feine, zierliche Zeichnung der Flügel erfreut alle, ganz besonders aber ihr freier, fröhlicher Flug, ihr scheinbar so sorgloses Schweben und Flattern über der sonnenbeschienenen Flur.

Kommt mit mir hinaus vor die Stadt auf die blumige Wiese! Welch reizender Anblick, die goldenen und weissen, die blauen, roten, violetten Farbenflecken auf dem grünen Grund, als hätte ein Maler alle seine Pinsel ausgewischt und ausgespritzt über dem sonnigen Plan. Aber das Leben fehlt noch dem Bild, die Bewegung! Da erscheinen ein paar Schmetterlinge, die von Blume zu Blume fliegen oder in fröhlichem Spiel herumwirbeln voll Lust, jetzt sich trennen und gleich wieder sich haschen und dann sich niederlassen auf dem funkelnden Blütenstern, um vom Honig zu schlürfen, der einzigen Speise, die sie begehren. Ein wunderbares Sommerbild ist's.

Wohl, ich möchte sie nicht missen, die hundert Fliegen, Bienen und Hummeln, die im Lenz die Samtkätzchen der Weiden umschwärmen oder Einkehr halten an den rosigen Blüten des Apfelbaums; wie heimelt uns ihr geschäftiges Treiben an, ihr fröhliches Summen! Aber schmerzlicher noch würden wir das Spiel der Schmetterlinge entbehren auf der Blumenwiese zur Sommerszeit, wenn alles lebt, der verborgenste Winkel am Boden und das ganze unendliche Luftmeer. Und wären es nur die gewöhnlichsten Arten, die Kohlweisslinge im lichten Sommerkleid, ihr munteres Wesen belebt Garten und Wiese aufs anmutigste.

Aber siehe, da sind auch noch andere, prächtig gefärbt, unter der Schmetterlingsschar, gelbe und rotbraune, und dunkle mit roten Querbinden oder grossen Augenflecken, samtschwarze mit lichtem Rand, bläuliche und violette: Welch eine Mannigfaltigkeit auf engem Raum! Allerdings sind heute die prächtigen, grossen Schmetterlinge seltener geworden gegen früher, wenigstens in der Nähe der grossen Städte, wo den Raupen die zur Entwicklung unbedingt nötigen Nahrungspflanzen teilweise fehlen. Man sieht nicht alle Tage mehr den Admiral mit der roten Querbinde auf dem schwarzen Grunde des Vorderflügels und dem gleichfalls roten Hinterrande des zweiten Flügelpaares, nicht mehr so oft den samtbraunen Trauermantel mit den hübschen blauen Flecken an der gelben Litze, die das sonst so düstre Gewand umsäumt; selbst so häufige Schmetterlinge, wie das allbekannte Pfauenauge, kleiner und grosser Fuchs habe ich in den letzten Jahren hier weniger oft beobachtet als früher, ganz zu geschweigen des Schwalbenschwanzes und des Segelfalters.

2. Der Schutz der Natur ist es, wozu wir nicht eindringlich genug mahnen können. Durch das unglaublich schnelle Wachstum der Städte und hundert andere Dinge der Neuzeit sind so viele Lebewesen, Pflanzen und Tiere, ernstlich bedroht, dass sie nicht auch noch durch jugendliche Sammler ausgerottet werden sollten, die doch keinen Nutzen haben von ihrem Sport. Beobachte lieber die Natur, ohne sie zu zerstören, erfreue dich an den Wesen, die dich umgeben, ohne ihr Leben zu vernichten — du hast einen grösseren Gewinn! Ein Beispiel soll dir's zeigen.

Siehst du dort den Falter mit den emporgerichteten Flügeln am Boden sitzen? Erkennst du ihn nicht? — O doch, eben breitete er seine Flügel aus, um sie augenblicklich wieder zu schliessen; die roten Bänder auf dem dunkeln Grunde verraten ihn mir sofort als Admiral. Und auch den kleinen Aurorafalter, siehst du ihn hier, zwischen den moosbedeckten Steinen? Der grosse, prächtig orangerote Fleck an der Spitze des Vorderflügels sagte mir soeben, wie sein Träger heisse, als das zarte Tier nur einen Moment uns einen Blick auf seine Oberseite gestattete.

Du wunderst dich, wie leicht auch ein scharfes Auge die ruhenden Falter übersieht, obgleich sie doch zu den buntesten

Lebewesen gehören? — Bunt wohl! aber sind sie auch wirklich auffallend gefärbt? Keineswegs. Es ist doch bei allen nur die Oberseite der Flügel, die in bunten Farben uns entgegenlacht, während die Unterseite matte Töne trägt, namentlich das zweite Flügelpaar und ganz auffällig auch die Spitze der Vorderflügel. Diese Teile aber sind es, die das Tier in der Ruhelage dem Beschauer zukehrt. Kein Zweifel, Schutzfarben sind es, die den ruhenden Schmetterling den Nachstellungen der zahlreichen Feinde entziehen sollen.

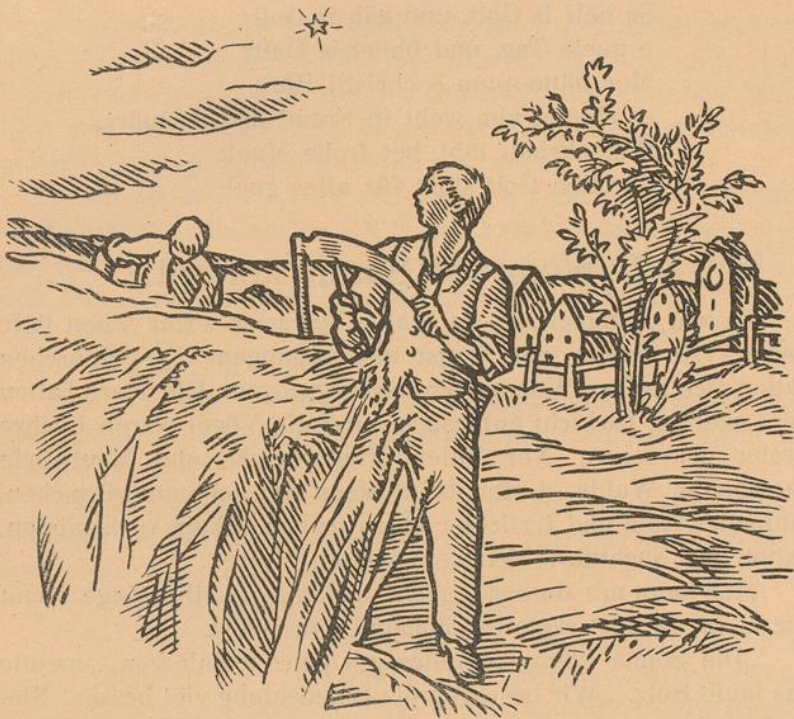
Dagegen tragen alle Abendfalter diese Schutzfärbung — ein rindenfarbiges Braun — auf der Oberseite der Vorderflügel. Denn im Gegensatz zu den Tagschmetterlingen verdecken sie ja in der Ruhe die oft so prächtig gefärbten Hinterflügel und den farbigen Leib durch das dachförmig zurückgeschlagene erste Flügelpaar. Nur während des Fluges kommt auch bei ihnen die bunte Färbung zur Geltung.

Das ist in aller Kürze ein Beispiel dafür, wie uns die Beobachtung des lebenden Tieres draussen in freier Natur ungleich mehr lehren kann, als der Anblick der aufgespiessten, meist in so unnatürlicher Stellung aufbewahrten toten Leiber, wie ihn die Sammlung gewährt.

16. Der Morgestärn.

Wohär so früe, wo ane scho,
Herr Morgestärn, enanderno
in dyner glitzrige Himmelstracht,
in dyner guldige Locke Pracht,
mit dyne-n-Auge chlor und blau
und sufer gwäsche-n-im Morgetau?

Hesch gmaint, de seigsch ellainig do?
Nai, wäger nai, mer maie scho!
Mer maie scho-n-e halbi Stund;
früe uffstoh isch de Glidere gsund;
es macht e frische, frohe Muet,
und d'Suppe schmeckt aim no so guet.



's gitt Lüt, si schlofe fryli no,
si chönne schier nit use cho.
Der Mähder und der Morgestärn
stöhn zytli uff und wache gärn;
und was me früe am vieri tuet,
das chunnt aim z'Nacht am nüni z'guet.

Und d'Vögeli sin au scho do,
si stimme-n-ihri Pfyfli scho,
und uff em Baum und hinterm Hag
sait ais im andere guete Tag!
Und 's Turteltübli rukt und lacht,
und 's Bättzyt-Glökkli isch au verwacht.

Se helf is Gott, und gäb is Gott
e guete Tag, und bhüet is Gott!
Mer bätte-n-um e christli Härz,
es chunnt aim wohl in Freud und Schmärz.
Wär christli läbt, het frohe Muet:
der lieb Gott stoht für alles guet.

17. Wenn die Sonne kommt.

Es war Dämmerung, im Walde herrschte sogar schon tiefe Nacht. Die Sonne war längst untergegangen. Die Menschen hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen. Die Tiere hatten ihr Lager im Dickicht aufgesucht, und die Vögel waren in ihre Nester gekrochen. Nur Eulen, Fledermäuse und Maulwürfe hausten im Walde. Unten beim Moor, wo Johanniswürmchen, faulendes Holz und Irrlichter einen trüben Schein verbreiteten, hatten die Nachttiere sich versammelt.

„Ich kann mir durchaus nicht denken, wie alles ginge, wenn wir nicht wären,“ sagte ein Johanniswürmchen.

„Die Sonne könnte geradesogut ganz fortbleiben,“ meinte das faule Holz. „Wir besorgen die Beleuchtung viel besser. Niemand bekommt Augenschmerzen, wenn er uns ansieht.“

„Das meine ich auch,“ stimmte die Eule ein. „Die Sonne scheint viel zu stark; ich kann sie nicht leiden. Und dann gibt es gleich einen Lärm und ein Unwesen, wenn sie kommt. Finken, Schwalben, Lerchen und wie die Schreihälse alle heissen, machen ja einen richtigen Heidenspektakel, sobald ihr Licht erstrahlt. Nein, meinerwegen braucht sie nicht zu scheinen.“

„Ich sehe auch gar nicht ein, wozu man sie überhaupt braucht,“ meinte das Irrlicht. „Ich und die Meinigen, wir verschaffen ihr darum auch nie die Ehre unseres Anblickes. Sobald sie kommt, ziehen wir uns zurück.“

„Aber könnte man sie denn nicht vertreiben?“ bemerkte der Maulwurf. „Wie, wenn wir sie recht erschreckten, wenn sie dort über den Baumwipfeln hervorguckt?“

„Ich will mein möglichstes tun,“ sagte die Eule. „Ich will schreien, soviel ich kann.“

„Und wir,“ sagten die Leuchtkäferchen und stellten sich in einer Reihe mit dem Irrlicht und dem faulen Holze auf, „wir wollen leuchten, dass ihr desgleichen noch nicht gesehen habt. Dann wird es sich ja zeigen, ob sie wieder mit ihrer gewohnten Hochnasigkeit da drüben aufzusteigen wagt.“

„Auch an meiner Hilfe soll es euch nicht fehlen,“ sprach der Maulwurf, „sintemalen ich ja der Urheber des Vorschlages bin. Ich will hier einen Maulwurfshügel aufwerfen, der soll so hoch sein, dass sie nicht darüber hinwegsehen kann.“ Und schon begann er aus aller Kraft mit seinen Vorderpfoten zu kratzen und zu graben.

„Und wir wollen unsere Flügel ausspannen,“ sagten die Fledermäuse, „dass sie nicht einen einzigen Strahl zur Erde zu schicken vermag.“

Und die Fledermäuse spannten die Flügel aus, der Maulwurf grub, und die Leuchtkäferchen, das faule Holz und die Irrlichter leuchteten, so stark sie konnten. Auf einem grossen Stein aber sass die Eule und schrie aus vollem Halse.

„Jetzt soll eine andere Ordnung eingeführt werden,“ krächzte sie. „Untersteht euch von nun an, die Schnäbel aufzusperren, ihr Schreihälse von Vögeln! Wagt es umherzuhüpfen, ihr Hasen und Rehe! Lasst euch die Lust vergehen, zu blühen und zu duften, ihr Blumen! Ich meine, es sei genug der tollen Fröhlichkeit!“

Im Osten begann der Himmel sich zu röten, und mit jeder Minute wurde das Rot stärker und lebhafter. Die Irrlichter und das faule Holz und die Johanniskäfer strengten sich nach Leibeskräften an zu leuchten. Der Maulwurf grub, was er konnte. Die Fledermäuse spannten ihre Flügel aus, und die Eule schrie jämmerlich.

Die Sonne aber stieg empor und ergoss eine Flut strahlenden Goldes über Land und Wasser. Die kleinen Lichtlein beim Moor erloschen, der Maulwurf verkroch sich in seine dunkeln Gänge. Fledermäuse und Eule versteckten sich im dichtesten Gestrüpp. Aber der frische Flügelschlag des Morgenwindes, der Duft der Blumen und die jubelnden Vogelstimmen verkündeten aller Welt, dass die Sonne aufgegangen sei.

18. Heraus!

Ging unter dichten Zweigen
am Morgen im grünen Wald,
der Vögel lustger Reigen
von allen Wipfeln schallt.

Und riefen all einander:
„Heraus, wo Vöglein sind,
zu singen miteinander
in den kühlen Morgenwind!“

Da hat's auch mir geklungen
tief in die Brust hinein,
da hat sich's drin geschwungen,
als wär's ein Vögelein.

Und ist ein Vogel drinnen,
so flieg er frei heraus,
und ist ein Lied darinnen,
so zieh es fröhlich aus!

19. Morgenkonzert in den Bergen.

Wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt es im Walde sich zu regen. Die Amsel erwacht, schüttelt den Tau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpf't höher hinauf am Ahornbaum. Sie wundert sich fast, dass der Wald noch fortschläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Bäume hin, hinüber an die andere Bergwand und hinunter ins Tal, über dessen Bach ein paar dünne Nebelstreifen sich hingelegt haben. Dann flötet sie mit Macht ihre Lieder, bald lustig, bald klagend. Rasch erwacht nun das Leben der Tiere; zuerst nach der Amsel hören wir häufig den Lockruf des Kuckucks durch alle Wälder.

Dünne, bläuliche Rauchsäulen erheben sich fern in der Tiefe aus den Kaminen der Dörfer; von den Gehöften bellen hin und

wieder die Hunde; eine Kuhglocke ertönt; alle Vögel erheben sich aus ihren dunkeln Büschen, von der Erde, aus den Felsen; alles eilt in die Höhe hinauf, den Tag und die Sonne zu sehen und die gute Mutter Natur zu loben, die ihnen wieder das freudige Licht gesandt hat.

Wie manches kleine, arme Vöglein lebt fröhlich auf und hat eine bange und angstvolle Nacht hinter sich! Es sass auf seinem Zweige, den Kopf ins Gefieder gedrückt, als im Sternenschein ein Waldkauz mit leisem Fluge durch die Bäume flog und sich eine Beute wählte. Der Steinmarder kam vom Tale her; das Wiesel aus den Felsen, der Edelmarder herunter aus seinem Eichhornnest; durch die Büsche war der Fuchs gegangen — alle hat es gesehen. In der Luft, auf dem Baum, auf dem Boden hatte das Verderben gelauert viele Stunden lang. Angstvoll hatte das Vöglein gesessen und sich nicht zu regen gewagt, und ein paar junge Buchenblätter hatten es geschützt und versteckt. Wie hüpfte es jetzt hervor und lobt die Sicherheit des Lebens und den Schutz des Lichtes!

In klaren, kräftigen Schlägen ruft der Buchfink, in hellen Strophen das Rotkehlchen von dem Wipfel des Lärchenbaumes, der Zeisig im Erlenbusch. Und dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Blaumeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, piepst das Goldhähnchen, ruckst die Wildtaube, trommeln die Spechte. Aber alle übertönt das unvergleichliche Lied der Singdrossel. Welch ein Morgenkonzert in den grünen Hallen!

Dann schweigt plötzlich alles; nur hoch in den Lüften schreit der Habicht sein heiseres, hungriges „Gia! Gia!“ Und im Augenblicke sitzen die Sänger im tiefen Laube und ducken sich nieder ins Gezweig.

20. Die Stare.

1. Am Rande des Baches und auf der Wiese schreiten langsam und gewichtig vier, fünf Stare. Einer hat sich sogar in den Bach gewagt. Auf einem Kieselsteine sitzt er, steckt Hals und Brust in das fliessende Nass und wirft sich mit Kopf und Schnabel die glitzernden Tropfen über den Rücken. Dabei bückt, dreht

und wendet er sich und schlägt mit den Flügeln um und unter sich, dass die hellen Tropfen umherstieben.

Die kleine Schar hier vor uns sucht ihr Abendbrot. Dicke, fette Schnecken und Regenwürmer, Maden, Raupen und Käfer bilden die Mahlzeit. Jede Ritze, jedes Loch wird untersucht, jeder Span, jedes Blatt wird umgedreht. Der Star schiebt seinen Schnabel darunter, öffnet ihn dann weit, dreht den Kopf etwas zur Seite und schaut darunter. Ist das Tier, das er hervorzieht, lang und dick, etwa ein Regenwurm, so macht ihm das Schlucken viel Beschwer.

Jetzt sind die fünf Stare auf unserer Wiese satt. Sie reinigen und glätten ihr Gefieder. Sie haben mehrmals mit ihren klugen Äuglein zu uns herübergeguckt. Da wir uns jetzt bewegen, so fliegen sie laut schnurrend zu ihren Gesellen in der Pappelspitze. Beim Fressen haben sie nicht viel gesagt; nur dann und wann wurde ein leiser Freudenschrei gehört, wenn ihnen eine besonders dicke Schnecke vor den Schnabel kam.

Nun aber setzt sich jeder auf einen eigenen Ast und geigt erst leise eine Tonleiter auf und ab. Und nun geht's los: ein Schnarren und Schwatzen, ein Pfeifen und Zwitschern, ein Knarren und Rollen, dass uns Hören und Sehen vergeht! Das Konzert hat begonnen. Alle haben die Köpfe hoch emporgereckt, die Schnäbel sind sperrangelweit aufgerissen, das Auge sieht zum glühroten Himmel hinauf. Zuerst in der Spitze sitzt ein alter Starmatz. Das ist der Dirigent. Mit den Flügeln schlägt er den Takt und beugt sich und nickt ganz wie ein Kapellmeister, und die andern schlagen auch mit den Flügeln und beugen sich und nicken. Das geht eine Viertelstunde so fort. Da steigt der Dirigent von seinem Pult, die Musikanten rücken zusammen, das Konzert ist aus. Leise schaukelt der Wipfel hin und her, die Stare schauen der Sonne nach, die noch einen Scheidegruss herüberwirft und dann hinter den Bergen versinkt.

2. Sie zwitschern leise, als ob sie träumten. Dann wieder ein Flüstern und Wispern, als wenn sie sich etwas erzählten. Wovon mögen sie plaudern? Der Alte in der Mitte weiss wieder das meiste. Er erzählt von der grossen, weiten Reise über das blaue Meer und von den schwarzen Menschen, die so dicke

Lippen hatten und deren Sprache er nicht verstand. Von dem spassigen Tiere erzählt er, das eine Nase hatte, die bis auf die Erde reichte und mit welcher das Tier blasen konnte wie mit einer Trompete. So gross wie ein kleines Haus war das Tier, und auf seinem Rücken war er einmal geritten und hatte nach Fliegen gejagt. Jetzt erzählt er auch von der grossen, grossen Wüste, deren gelber Sand glühend heiss brennt. Und von einem toten Menschen sagt der Alte, der in dem Sande gelegen und ihn mit seinen Augen so schaurig gross angesehen habe, dass er es nie vergessen könne. Dann wieder von einem Tiere, das ein Horn auf der Nase stehen gehabt und sehr böse darein geschaut habe. Auch von einem Geschöpf weiss er, das habe einen Hals gehabt, mit dem es in dem Dorfe drunten wohl hätte in den Schornstein gucken können, und das die Blätter nur so von den Bäumen gefressen habe.

Kaum schweigt der Erzähler, so hebt ein anderer an. Er berichtet von grossen, eisernen Häusern, die auf dem Wasser schwimmen. Einmal sei er vor Müdigkeit auf eins von ihnen herabgefallen, und dann habe ihn ein Mann in blauem Wams aufgehoben und gepflegt, bis er wieder fliegen konnte. Auch von einem bösen, bärtigen Manne erzählt er, der ein Netz ausgespannt und ihn und seine Reisekameraden habe fangen wollen. Er habe sich gerettet; aber die linke Hinterzehe habe er dabei abgerissen und müsse nun hinken sein Lebtage.

Ein dritter Star spricht von der Sehnsucht, die er in der Ferne immer nach seinem Heimatdörfchen mit den grünen Wäldern und Wiesen gehabt habe. Ein vierter aber, der daheim geblieben war, als die andern abzogen, weiss zu erzählen von dem bösen, kalten Winter, und wie vier seiner Geschwister jämmerlich verhungert seien.

So erzählen die Stare, und zwei Spatzen sitzen daneben und staunen die weitgereisten Herren an. Da erhebt einer dieser Zuhörer plötzlich ein lautes Geschrei. Ueber ihnen, hoch in der Luft, kreist langsam ein schwarzer Punkt — ein Habicht. Die Spatzen huschen schimpfend ins Gebüsch, und die Stare fliegen mit lautem Geschrei dem Dorfe zu.

21. Spatzenausflug.

Die Spatzen schrein in ihrem Nest,
als hätten sie ein grosses Fest
 Philippzipzip!
 Philippzipzip!
und weiss nicht, wie viel Gäst.

Nun ist vorbei Gesang und Schmaus,
da fliegen sie aufs Dach heraus
 Philippzipzip!
 Philippzipzip!
und ruhn ein wenig aus.

Der alte Spatz, der kluge Mann,
hebt jetzo seine Rede an
 Philippzipzip!
 Philippzipzip!
hoch auf der Wetterfahn:

„Ihr Kinder, eh nach Samen
ihr ausfliegt auf das Feld,
geb ich euch eure Namen,
dann schlagt euch durch die Welt.
Ihr könnt nun prächtig singen
und flattern und hüpfen und springen
und baun, wo's euch gefällt.

So merkt denn auf und horchet,
wie jeder von euch heisst,
und seid dann unbesorget,
wenn ihr von dannen reist.
Helft nur einander treulich
und seid nicht so abscheulich,
seid friedlich allermeist!

Du bist der Winkelschlupfer,
der Mück und Schnak ertappt,

du bist der Gassenhupfer,
der Korn und Haber schnappt,
und du der Bröselesser
und du der Kirschenfresser,
wohl schmeck euch, was ihr habt!

Und wohnt ihr in den Hecken
und wohnt ihr unterm Dach,
fern sei euch jeder Schrecken
und jedes Ungemach!
Seid nur auch auf der Lauer,
wenn über Zaun und Mauer
euch schleicht das Kätzchen nach!

Miau! Dort kommt sie schon, die Katz,
die hat uns all auf einen Satz;
 Zwickelwickbembem!
 Zwickelwickbembem!
sucht einen sichern Platz!“

22. Aus dem Leben eines Finken.

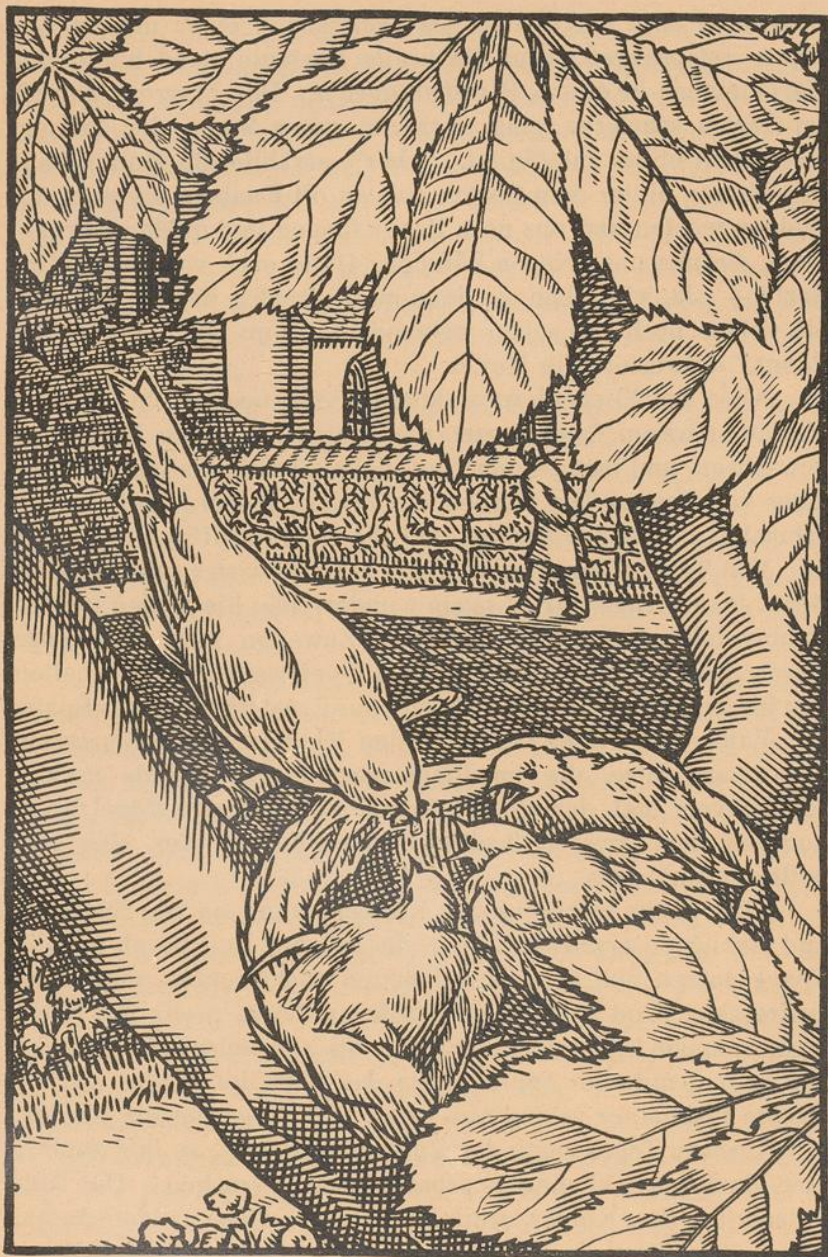
1. Das erste, was er merkte, war ein starker Druck. Irgend etwas bedrängte und bedrückte ihn, und er konnte sich nicht rühren noch regen. Das einzige, was er bewegen konnte, war sein Schnabel, und mit dem stiess er fortwährend gegen eine Wand. Ach, wenn doch die Wand nicht gewesen wäre, die ihn überall umgab und ihm im Wege war! Er stiess mit dem Schnabel gegen die Wand, bis er ein kleines Loch hindurchgestossen hatte. Hurra! Jetzt hatte er frische Luft! Aber was war denn das, was ihm half? Ueberall wurde an die Wand gepickt, und ehe er sich's versah, hatte die Wand einen Sprung bekommen. Jetzt konnte er sogar die Beine schon bewegen, und dann, nach einer halben Stunde, kroch er ganz aus seiner Eischale heraus und sass im weichen, mit Moos ausgepolsterten Neste und sah verwundert umher.

Überall war es grün. Grosse, grüne Lappen, viel grösser als er selbst, hingen zu tausenden um den Platz herum, wo er sich befand. Und auf dem Rande des Nestes sass — — Ja, wer mochte denn das sein? — Da sass ein grosser Vogel, der freundlich „Piep! Piep!“ rief und sorgsam die Schalenstückchen packte und zum Neste hinauswarf! Und wer mochte wohl der andere Vogel sein, der fröhlich zwitschernd plötzlich herzugeflogen kam und ein langes, schönes Lied sang, so hell, so schmetternd, dass es dem eben aus dem Ei gekrochenen, nackten Vöglein fast zu laut klang?

Verwundert sah der junge Fink umher, aber da fing's auf einmal an, ihm ungemütlich zu werden. Etwas, was tief drinnen in seinem Leibe sass, tat ihm weh. Weit riss er seinen gelben Schnabel auf, und er hätte wohl laut geschrien, wenn er das gekonnt hätte. Da flog einer von den grossen Vögeln fort und kam nach wenigen Augenblicken wieder. Und als dann der Kleine wieder seinen Schnabel vor Schmerz weit aufsperrte, da wurde ihm etwas hineingestopft, etwas Dickes, Weiches. Er musste schlucken und schlucken, und — ein klein wenig liess der Schmerz in seinem Leibe nach. Aber schon nach wenigen Minuten war der Hunger wieder da und kam wieder und wieder, und immer wieder stopfte einer der beiden grossen Vögel dem jungen den Schnabel voll. Bis der Abend kam. Da wurde das Vöglein gedeckt, ganz weich und warm. Die Augen wurden ihm schwer, und es schlief ein.

Am andern Morgen, als die grossen, grünen Lappen am Baume heller erglänzten, da sah der junge Vogel, dass noch zwei andere bei ihm im Nest lagen, die auch so nackt waren wie er, die mit ihm um die Wette die Schnäbel aufsperrten. Die Eltern, die ihn schon gestern gefüttert hatten, kamen heute den ganzen Tag nicht zur Ruhe und flogen hin und her und her und hin, um die drei hungrigen Kinder satt zu machen.

2. So gingen mit Füttern und Schlafen die ersten Tage hin, und die drei im Neste waren schon ein wenig gewachsen und hatten schon dann und wann einmal einen kurzen Blick über den Rand des Nestes weg getan und hatten sich schon von den Eltern erzählen lassen, dass sie drei Geschwister waren, drei Buchfinkenkinder. Ihr Nest befand sich ganz versteckt an der



Stelle, wo zwei dicke Äste aus dem Stamm einer uralten Kastanie entsprangen. Und die uralte Kastanie stand hinter der Gartenmauer in einem Pfarrhausgarten. Der Pfarrer, der oft im Garten spazieren ging, war ein guter Mann, der keinem Vögelchen etwas zuleide tat. „Aber“, erzählte die Mutter, „auf der Strasse hinter dem Garten spielen oft Knaben, die gern mit Steinen werfen und uns noch lieber fangen und quälen würden, wenn sie uns nur kriegen könnten. Hütet euch vor ihnen, Kinder!“ — „Ja, wie sehen sie denn aus?“ fragten diese. „Ihr sollt sie schon noch zu sehen bekommen, wenn ihr erst fliegen könnt,“ antwortete die Mutter.

Aber ans Fliegenlernen konnten sie noch nicht denken. Vorläufig waren ihnen kaum die ersten, winzigen Federchen gewachsen, und man sah noch an vielen Stellen die nackte Haut. Aber von Tag zu Tag wurden die Federn länger, die Schnäbel schmaler, die Augen kleiner und die Beine kräftiger.

Von Tag zu Tag wurden die drei Geschwister unruhiger im Nest. Ja, am Tage war es schon wunderschön hinter den grünen Laubvorhängen der alten Kastanie. Zuweilen kam eine ganze Horde Sperlinge, die tollten in dem Zweigwerk herum, schalten und bissen sich und jagten sich halb aus Ernst und halb aus Spass.

Vater und Mutter erzählten den Kindern von der grossen, schwarzen Katze, die im Pfarrergarten des Abends herum-schlich, vom Igel, der so gern Vogelei und junge Vögel frass, und von dem grossen Jagdhunde des Pfarrers, der aber nur bellte und nie biss.

Aber bange wurde es den Kleinen, wenn sie von Sperbern und Habichten erzählen hörten, die aus der Luft herab auf die Vögel stossen und sie zerkrallen und nackt rupfen und dann auffressen. Und unheimlich wurde es ihnen, wenn die Nacht kam, wenn sie halb schon im Schlafe allerlei seltsame Geräusche hörten und mitunter spürten, wie das Herz der Mutter stärker klopfte und lauter schlug aus Angst und Sorge um die Kinder.

3. Eines Tages sagte der Vater einmal leise zu der Mutter: „Ich glaube, wir können es schon einmal versuchen.“ Die Mutter sah ihre drei Kinder zweifelnd an. Aber diese hatten erraten, wovon die Eltern sprachen, und riefen: „O ja! o ja! lehrt uns

fliegen, wie ihr fliegen könnt. Wir wollen auch gut aufpassen.“ Der älteste von ihnen, der zuerst aus seiner Eischale gekrochen war, stieg kühn auf den Rand des Nestes, schlug kräftig mit den Flügeln und — — — war plötzlich verschwunden, ehe der Vater herzufliegen und ihn zurückhalten konnte. Mit Gesichtern voll Schrecken sassen die Eltern da und wagten nicht, sich zu rühren. Dann hörten sie aus der Tiefe ein klägliches „Piep! Piep!“ — „Bleibt still im Neste, bis ich wiederkomme!“ rief die Mutter ihren zwei Kindern zu, dann schwang sie sich hinab in die Tiefe, um ihr gestürztes Kind zu suchen. Der Vater folgte ihr sogleich.

Mitten auf einem Wege lag der Kleine und konnte nicht von der Stelle. Von allen Seiten besahen ihn die Eltern, bis sie den Schaden fanden. „Er hat ein Bein gebrochen,“ sagte der Vater leise zu der Mutter. „Da ist nichts zu machen. Er wird wohl sterben.“ Ach, wie traurig wurde die Mutter, als sie das hörte. Gerade ihr Liebling war es, der aus dem Neste gestürzt war. Sie fing Fliegen für ihn, sie suchte ihm Körnlein und pflegte ihn, so gut sie konnte.

Da kam auf einmal etwas durch die Büsche geraschelt. Zwei grosse Augen sahen auf den jungen Buchfink hernieder, ein grosses Maul tat sich auf. Erschrocken flogen die Alten davon. Und der Kleine, der sich nicht zu rühren vermochte, dachte: „Das ist die Katze! Das ist die Katze! Jetzt wird sie dich fressen!“ Ängstlich duckte er sich nieder. Aber es war nicht die Katze, sondern der grosse Hund des Pfarrers, der ja keinem Vöglein ein Leid tat. Er beschnupperte den jungen Buchfink von allen Seiten, und als er sah, dass er nicht davon flog, kam ihm das wohl merkwürdig vor. Er fing an, laut zu bellen. Da näherten sich Tritte, und der Pfarrer, der gerade im Garten spazieren ging, kam herzu und besah neugierig die Gruppe. Seine goldene Brille schob er auf die Stirn, bückte sich, fasste langsam und vorsichtig das junge Vöglein und nahm es in die Hand. „O weh! o weh! du armes Tierchen!“ sprach er mitleidig. „Du bist wohl aus dem Neste gefallen und hast ein Bein gebrochen. Das ist eine schlimme Geschichte.“ In beiden Händen trug er das Vöglein vorsichtig dem Hause zu.

Die Eltern flogen ihm nach und piepten laut, um ihr Kind zu trösten. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, kehrten sie zu ihrem Neste zurück und erzählten, was sie gesehen hatten. Ja, heute war ein Unglückstag. Sie wollten doch das Fliegenlernen noch ein paar Tage aufschieben.

4. Niedergedrückt sassen sie alle beieinander und warteten, bis die Mittagshitze vorüber war. Da horchte auf einmal der Vater auf und sagte: „Die Stimme kommt mir bekannt vor. Was mag das für ein Piepen —“ Aber er sprach den Satz gar nicht zu Ende, in weiten Sätzen flog er durch den Garten der fernen Stimme nach. Die Mutter folgte ihm sofort.

Das rufende Piepen kam aus dem Pfarrhause. Ja, es war die Stimme ihres Ältesten. Die beiden Alten setzten sich auf die Spitze eines Fliederbusches und sahen aufmerksam zum Dache hinüber, aber sie konnten den Rufer nicht erblicken. Sie antworteten ihm beide, so laut sie nur konnten. Und als er wieder rief, merkten sie, dass sein Rufen aus einem offenen Fenster tönte. Sofort flog die Mutter auf die Fensterbrüstung und schaute vorsichtig ins Zimmer. O welche Freude! Dicht am Fenster stand ein grosser Tisch, und mitten darauf lag in einem Klumpen Watte ihr Kind, und eine Untertasse voll Milch und Zwieback stand daneben.

Als der junge Buchfink seine Eltern erblickte, schlug er vor Freude mit den Flügeln und rief ihnen zu: „Kommt nur ruhig herein! Hier tut euch niemand etwas! Ich bin allein im Zimmer!“ Und als die Alten den Mut fanden, bis auf den Tisch zu fliegen, sahen sie, dass das gebrochene Bein mit zwei Schwefelhölzchen und einem Faden geschient war. „Ach, hab' ich Hunger!“ rief der Kleine. Sofort flog die Mutter herzu und fütterte ihn, und der Vater schwang sich hinaus in den Garten, um eine fette Raupe zu suchen. So fütterten sie ihn beide, und es kam ihm vor, als wäre er noch im Neste. Nur die grünen Blättervorhänge fehlten ihm.

Und als er satt war und die Eltern wieder zum Neste flogen, da trug er ihnen viele Grüsse auf an die Geschwister.

Nun sass er wieder allein auf dem grossen Tische, sah zum Fenster hinaus und hörte draussen die Vögel singen, aber er

konnte sich nicht bewegen. Nur wenn er stark mit den Flügeln schlug, kam er mühsam vorwärts. Das war sehr schmerzhaft und langweilig. „Ach, wenn doch erst das Bein wieder heil wäre!“ Dann kam wieder der Hunger. Er rief. Die Eltern kamen und fütterten ihn wieder und zeigten ihm, wie man aus der Untertasse das Brot pickt. Und dann kam der Abend. Die Eltern flogen davon. Die Türe ging auf, und der Pfarrer trat leise herein. Das kleine Vogelherz auf dem Tische klopfte wieder stark. Als der Pfarrer gesehen hatte, dass alles in Ordnung war, ging er leise hinaus.

Der Kleine schlief bald ein und träumte vom Neste und von den Geschwistern, von fetten Raupen und vom Fliegen.

5. Die Tage gingen dahin. Der kleine Fink gedieh, und das gebrochene Bein heilte und wurde kräftig. Die Eltern kamen und fütterten ihn, bis er gelernt hatte, selbst sein Futter aufzupicken. Da kamen sie immer seltener, denn sie hatten jetzt zu viel mit ihren andern Kinderchen zu tun. Die sollten ja das Fliegen lernen. Es wurde die höchste Zeit. Auch der kleine Fink im Pfarrhause lernte das Fliegen ganz allein. Er flatterte vom Tisch auf den Boden, vom Boden auf einen Stuhl und von da wieder zurück auf den Tisch. Und dann hinauf auf den Spiegel und von da aus auf die Vorhangstange am Fenster. Nur zum Fenster hinaus wagte er sich nicht.

Eines Abends, als er schon wieder auf seiner Watte sass, kam der Pfarrer, nahm ihn behutsam in die Hand und untersuchte das kranke Bein. Der Zwirnsfaden wurde abgewickelt, die Schwefelhölzchen abgenommen, und nun war das Beinchen wieder geheilt.

Am andern Morgen kam es ihm zuerst gar ungewohnt vor, ohne Schienen zu hüpfen, aber er gewöhnte sich schnell daran, und am Nachmittage konnte er schon beide Beine gleich gut gebrauchen. Er wurde von Stunde zu Stunde dreister und flog oft zwei-, dreimal durch die Stube, ohne sich ausruhen zu müssen.

Als dann nach einigen Tagen die Sonne einmal besonders hell schien, sass er auf der Fensterbank und sah unten im Garten die Vögel herumfliegen. Da wurde sein Herz voll Sehnsucht nach den grünen Bäumen, und er dachte: „Ach, wie würden

sich die Eltern freuen, und was würden sie wohl sagen, wenn du auf einmal ins Nest geflogen kämst!“

Und immer heisser wurde es ihm ums Herz. Er schlug vor Freude mit den Flügeln, er hüpfte von einem Bein aufs andere, und dann — und dann gab er sich einen Schwung und sauste hinab in den Garten, schräg durch die Luft abwärts gerade in den Fliederbusch hinein. Glücklicherweise hatte er einen Zweig mit den Füßen erwischt. Ihm klopfte vor Freude und Schreck das Herz zum Zerspringen.

O, wie schön war es hier. Er ruhte sich einen Augenblick aus, dann flog er weiter bis auf die Spitze eines Lebensbaumes, und laut klang sein „Pink! Pink!“ durch den Garten. Vom Lebensbaume flog er mitten auf einen Rasen, da pickte er ein Goldkäferchen auf und hätte wohl noch lange herumgesucht nach Käfern und Würmern, wenn er nicht solche Sehnsucht nach der alten Kastanie gehabt hätte. Er sah sie jenseits des Rasens dicht an der Gartenmauer stehen. Einen ihrer dicken wagerechten Äste suchte er sich als Ziel aus, und mit vielen schnellen Flügelschlägen flog er gerade darauf zu. Ach, wie herrlich war das Fliegen! Etwas Schöneres konnte es gar nicht geben. Von einem Aste hüpfte er zum andern und blickte überall nach dem elterlichen Neste umher. Aber er fand es nicht. Er suchte die ganze Kastanie ab und fand es nicht. Er rief und rief, und niemand antwortete ihm. Da flog er wieder hinab in den Garten und sah den alten Pfarrer spazieren gehen. Der Buchfink flog ihm auf die Schulter und rief: „Piep! Piep!“ Der Pfarrer liess ihn ruhig sitzen. Er erkannte ihn wohl wieder und freute sich über die Dankbarkeit des Tieres. Als er langsam in die Nähe des Hauses kam, verliess ihn der Buchfink, flog zur Kastanie zurück und hörte nicht auf zu rufen bis zum Abend.

Endlich wurde er gehört. Die Eltern und Geschwister, die den ganzen Tag über fortgewesen waren, kamen nun zurück und führten ihn zum Neste in der Astgabel. Nun war noch einmal die ganze Familie zusammen.

6. Am andern Tage flog der eine hier-, der andere dorthin. Nur die Mutter nahm ihren Ältesten mit, um ihm ein paar gute Futterplätze zu zeigen. Sie führte ihn zu einer Laube im Garten,

wo jeden Morgen Krumen zu finden waren. Sie führte ihn ins Gebüsch, wo es unter trockenen Blättern allerlei kleine Tierchen zu schmausen gab. Sie flog mit ihm zu einem Schulhofe, wo die Kinder, wenn sie draussen ihr Frühstück verzehrt hatten, manches Stück Brot achtlos fallen liessen. Sie machten zusammen Ausflüge auf die Felder und frassen den Samen von allerlei Unkräutern. Sie nahm ihn mit auf die Jagd am sonnigen Waldrand. Da waren Baumstümpfe, worauf sie sich setzten und ausruhten und auf die vorbeifliegenden Goldfliegen und Käfer achteten. Die wurden im Fluge gefangen. Und immer wieder kehrten Mutter und Sohn zurück auf ihre Baumstümpfe und freuten sich der lustigen, mühelosen Jagd am sonnigen Waldsaume.

So ging der Sommer dahin, und die schönste Zeit des Jahres, die Zeit der Buchnüsse, kam. Dies war ein wochenlanges Fest von morgens früh bis abends spät. So eifrig waren alle dabei, und so schön schmeckten ihnen die Früchte, dass mancher in Gefahr kam, von einem Raubvogel erspäht oder von einem flinken Wieselchen überrascht zu werden.

Aber wie alles vorübergeht, so auch die Zeit der Buchnüsse, und der Winter stand auf einmal vor der Tür. Die Bäume hatten längst ihre Blätter verloren. Manchen Buchfinken wurde es zu kalt, und sie machten sich auf die Reise nach einem warmen Lande. Die buntesten und grössten aber lachten über die Feiglinge und blieben da.

23. Frau Maise.

Die pfiffigi Frau Maise
pffyft uff em Gartehag.
Es lacht e wysse Körne
und glänzt as wie-n-e Stärne
dert drin im Maiseschlag.

D'Frau Maise do vo wytem
fliegt um der Schlag rundum
und pffyft: „Wänd ihr mi fange?
Ihr Nare kenne blange,
i bi no nit so dumm!“

Si pfyft und bschaut der Kärne:
„Jo, wenn der Schlag nit wär!
Doch soll's mi nit verlocke,
behiet! i will nur hocke
dra zueche nächer här!“

Si pfyft und bschaut der Kärne:
„Zum Frässe bisch, 's isch woahr!
Doch tue-n-i nur dra schmecke,
derno der Schnabel strecke;
was wär do fir e Gfohr?“

O pfiffigi Frau Maise!
Gib acht, gib acht! Der Schlag —
's isch z'schpot, er fallt; potz Wätter!
D'Frau Maise drin im Gätter
jetz nimme pfyffe mag!

24. Am Weiher.

Im Nordosten Kleinbasels liegt auf dem linken Wiesenufer eine grosse und schöne Anlage, der Erlenpark. An hellen Sonntagen besuchen ihn Scharen von Spaziergängern und erfreuen sich an den Tieren des Wildgeheges.

Südlich des Tierparkes ist am Fusse eines hohen Eisenbahndammes ein kleiner, aber anmutiger Weiher. Ein Zaun aus hölzernen Pfosten und Drahtgeflecht schliesst ihn ab. Ruhebänke laden zum Sitzen ein. Junge Eichen, Birken mit hübscher weisser Rinde und dunkle Erlen schmücken die Ufer. Auch einige Tannenbäumchen strecken ihre Gipfel kerzengerade in die Höhe. Die Bäume und Gebüsche spiegeln sich auf dem Grunde des Weihers.

In der Ostecke des Weihers sehen wir zwei Trauerweiden, die mit ihren langen, hängenden Ästen beinahe den Boden berühren. In den Zweigen der Bäume und Sträucher finden die Waldvöglein Schutz und Schirm. Da droben herrscht freudiges

Leben. Unermüdlich erschallen frohe Lieder und erfüllen die ganze Umgebung mit Lust und Fröhlichkeit.

Zwischen den schmucken Weidenbäumen hüpf, leis vor sich hinplaudernd, ein Bächlein in den Weiher. Es schlüpft durch das tiefgrüne Schilf und wird bald so artig und still, dass man es gar nicht mehr bemerkt. Am andern Ende des Weihers taucht es wieder hervor und wandert westwärts weiter. Doch von seinem Lebensmute hat es nichts eingebüsst. Sogleich beginnt es wieder seine alten Sprünge und Tänze.

Auf dem klaren, südlichen Wasserspiegel des Weihers liegen grosse Seerosenblätter platt ausgebreitet wie Schiffchen. Gelbe und weisse Blüten ragen aus dem Wasser heraus und streben nach Luft und Sonnenschein. Ein leiser Wind kräuselt das Wasser wie feine, zarte Wolkenschäfchen.

Schwupp! ein Fisch hüpf, emp, und erschnappt eine sorglos tanzende Mücke. Goldfische streiten sich um die Bissen, die ihnen ein Mädchen hinwirft. Zwei Enten rudern eilig herbei. Sie ziehen Wellen hinter sich, und ihr Bild spiegelt sich im Wasser. Auch die Enten hoffen noch etwas aus der freigebigen Kinderhand zu erhaschen. Hopp! nun taucht eine von ihnen unter. Es bilden sich kreisrunde Wellen, die immer grösser und grösser werden, bis sie allmählich verschwinden. Die andere Ente aber rudert nach dem niedern Häuschen, das wie ein Pfahlbau im Wasser steht. Sie nimmt Besitz von der leerstehenden Wohnung und legt sich aufs weiche Stroh. Nun taucht auch die erste Ente wieder emp, und schwimmt ruhig weiter.

Nur unger, n verlässt man den heimeligen Ort. Doch nur ein paar Schritte davon entfernt befinden sich die Tiergehege. Wer hat nun Lust, die Tiere zu besuchen und davon zu erzählen?

25. Das Bächlein.

Du Bächlein silberhell und klar,
du eilst vorüber immerdar.
Am Ufer steh ich, sinn und sinn:
Wo kommst du her? Wo gehst du hin? —

Ich komm aus dunkler Felsen Schoss;
mein Lauf geht über Blum und Moos.
Auf meinem Spiegel schwebt so mild
des blauen Himmels freundlich Bild.
Drum hab ich frohen Kindersinn;
es treibt mich fort, weiss nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
der, denk ich, wird mein Führer sein.

26. Am Froschteich.

U—ak! U—ak! U—ak! kākākākäh! — „Das ist die Froschmusik“, sagt der Vater. — U—ak! U—ak! kā kā! — Ich muss lachen. „Vater, wo sind denn die Musikanten?“ — „Im Wasser natürlich!“ — „Worauf machen sie denn Musik, Vater?“ — „Auf ihrem dicken Bauch machen sie Musik.“ — „Wie können sie denn auf ihrem dicken Bauch Musik machen, Vater?“ — „Sieh selbst zu!“ sagt der Vater. „Da ist vor uns das Wasser. Da sind die Musikanten!“

Wir gehen durch das hohe Gras. Ich laufe voraus. Das Gras geht mir bis unter die Arme.

„Vater, Vater, das Wasser!“ Ganz grün sieht das Wasser aus, so glatt ist es. Auf dem glatten Wasser liegen runde, grüne Blätter.

„Aber die Musikanten? Wo sind die? Warum machen sie keine Musik mehr, Vater?“ — „Das erste Stück ist aus, und das zweite hat noch nicht angefangen.“ — „O, sag' ihnen doch, dass sie wieder anfangen sollen, Vater.“

Der Vater lacht. „Die verstehn kein Deutsch.“ — „So sag' es ihnen auf französisch, Vater!“ — „Sei still, dann fangen sie wieder an.“ Wir sind ganz still, und richtig — die Musikanten spielen von neuem! U—ak! U—ak! kākākākākä!

„O, Vater, ich sehe einen der Musikanten! Da auf dem breiten, grünen Blatt! Er ist auch grün. Er bläst sich ganz dick auf. Sein Bauch ist weiss. Er hat seine Arme aufgestützt und seine Augen sind glänzend gelb! Was singt er, Vater?“

„Was er singt? Er singt: Ich bin ein Frosch! Ich bin sehr gross und stark! Ich bin ein Held! Ich habe drei Mücken

gegessen und eine Bremse! Die Bremse brummte sehr, aber ich habe sie doch gefangen! Mein Bauch ist voll. Ich bin satt. Aber ich will noch mehr Mücken essen. Und wenn wieder eine Bremse kommt, so will ich auch die Bremse fangen. Und wenn sie noch so stark brummt, so will ich sie doch besiegen. Denn ich bin ein grosser Held!“



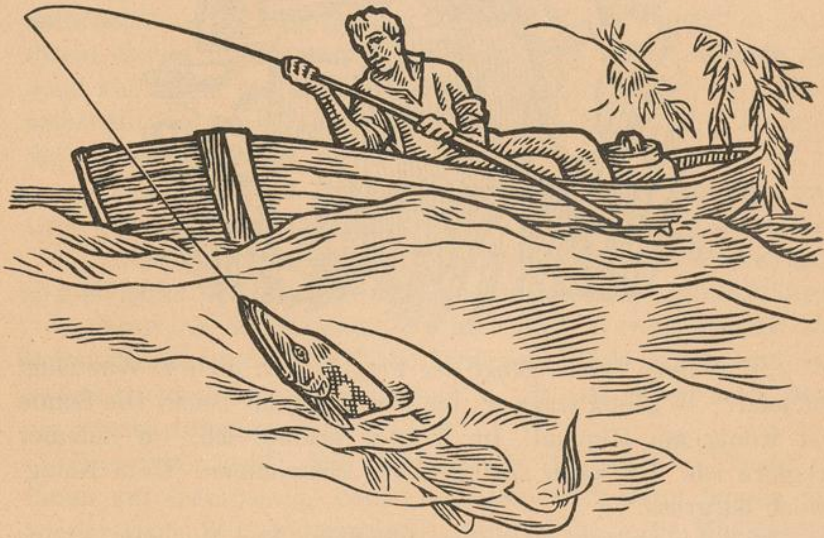
„O, Vater, Vater! Singt der Frosch noch mehr? Was singt er jetzt?“ — „Jetzt singt er: Ich bin König im Teich! Die Sonne ist König am Himmel! Im Winter schlafe ich. Im Sommer regiere ich. Ich kann springen und schwimmen. Mein Königreich ist gross.“

Quabb! platsch! macht es plötzlich. Der Musikant ist ins Wasser gesprungen. Meine drei Brüder kommen herangesaust; sie spielen Pferd und knallen mit der Peitsche und schreien. — „Seid doch still! Schreit nicht so!“ rufe ich ihnen entgegen. „Wir können ja nicht hören, was die Frösche weiter singen.“

Kein Musikant sang mehr. Alle waren ins Wasser gesprungen.

27. Klugheit.

Durch eines Fischers List berückt,
ward in sein Garn ein junger Hecht verstrickt.
Das Sprichwort sagt: „Die Not bricht Eisen.“
Der Kriegsgefangne nagt so lang,
bis dass es ihm zuletzt gelang,
sich aus den Banden loszureissen.
Jetzt sprach er bei sich selbst: „Ei, ei,
ich dacht es nicht — bei meiner Ehre! —
dass hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frei!
Kein Henker soll zum zweitenmal mich kriegen.



Doch still! Was seh ich dort vor jenem Boot
im Wasser hin und wieder fliegen?
Beim Element! ein fetter Bissen Brot.“
Er schnappt ihn auf und lässt, dem Netze kaum entgangen,
sich nun durch eine Angel fangen.

28. Ihre Rache.

Ganz wunderlich war Franz zu Mute! Ihm war, als ob er durch einen grossen, finstern Wald wanderte. Schweigend und regungslos umstanden ihn haushohe Tannen. Da erblickte er in der Ferne einen hellen Schein. Er ging darauf zu und stand bald auf einer Wiese, die von der Sonne beschienen war. Froh, dem unheimlichen Dunkel entronnen zu sein, liess er sich auf die Erde nieder, und alsbald legte sich schwere Müdigkeit in seine Glieder, so dass er sich nicht mehr regen konnte.

Wie er so dalag, hörte er durch den Wald ein Summen, das immer näher und näher kam, und auf einmal schwebte ein Tier auf die Wiese heraus. Das sah aus wie eine Fliege, war aber viel, viel grösser. Es flog gerade auf Franz zu und liess sich neben dem Erschrockenen nieder. Es krabbelte ihm übers Gesicht und kribbelte im Ohr, dass es ihn entsetzlich kitzelte. Aber so sehr er sich bemühte, das Tier abzuschütteln, es gelang ihm nicht. Es blieb unbeweglich. Und auf einmal klang es ihm ins Ohr: „Ich bin die Königin der Fliegen, und meine Untertanen haben dich bei mir verklagt, dass du ihnen das Leben sauer machst mit Quälen und Plagen, und eher lass ich dich nicht in Ruhe, als bis du mir versprichst, unser Geschlecht künftig nicht mehr unnütz zu quälen.“ — „Ja, ja, ja, lass mich nur los,“ gelobte Franz. Und alsbald erhob sich das Kitzeltier und verschwand zwischen den Tannen.

Aber sogleich erklang ein noch stärkeres Sausen, und aus dem Waldesdunkel surrte ein gewaltiger Maikäfer daher und liess sich auf Franzens Brust nieder. Er krabbelte ihm über den Hals, kroch unter das Hemd und machte dort allerlei Reisen. Vergeblich suchte Franz sich zu wehren. Er musste lachen und lachen und konnte nicht aufhören, so dass er glaubte, er müsse sich zu Tode lachen. Endlich sprach der Maikäfer: „Ich bin der König der Maikäfer. Meine Untertanen haben sich bei mir beklagt, dass du sie verfolgst und grausam zu Tode marterst. Ein gleiches soll dir geschehen, falls du mir nicht feierlich versprichst, unser Volk künftig besser zu behandeln.“ — „Ach ja, ach ja, ich verspreche es feierlich,“ rief Franz in seiner Angst; und alsbald war der Maikäfer verschwunden.

Doch plötzlich raschelte es in den Zweigen, und vor Franz stand eine greuliche Katze. Leise schritt sie auf ihn zu und schaute ihm unverwandt mit schrecklich leuchtenden Augen ins Gesicht. Ein Sprung, und sie sass ihm mitten auf der Brust, und ihre Krallen pressten sich in die blosse Haut. Kalt lief es Franz über den Rücken, und voller Angst dachte er daran, dass er kürzlich mit seinem Pfeilbogen nach des Nachbars Katze gezielt. Wie Zentnerlast fühlte er die Katze auf seiner Brust, und kaum vermochte er noch zu atmen. „Versprich mir, künftig unser Katzengeschlecht in Ruhe zu lassen,“ sagte die Katze, „sonst werde ich dir über die Augen fahren, dass du deiner Lebtag daran denkst.“ — „Ja, ja,“ rief Franz voller Entsetzen; und sogleich sprang das Ungeheuer über ihn weg und versetzte ihm mit der Hinterpfote einen so derben Nasenstüber, dass er — erwachte.

Verschwunden war der finstere Wald und die schreckliche Katze. Er schlug die Augen auf und sah, dass er im Bette lag. Durchs Fenster schien lieblich die Sonne, und neben ihm stand seine Mutter. Sie lächelte. Denn sie hatte Franz gekitzelt, da hatte er so lustig das Gesicht verzogen. Sie hatte ihm einen Stupf an das kleine Näschen gegeben, da war er munter geworden.

29. Reiselied.

Durch Feld und Buchenhallen,
bald singend, bald fröhlich still —
recht lustig sei vor allen,
wer 's Reisen wählen will!

Wenn's kaum im Osten glühte,
die Welt noch still und weit,
da weht recht durchs Gemüte
die schöne Blütenzeit.

Die Lerch als Morgenbote
sich in die Lüfte schwingt,

eine frische Reisenote
durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
weit über Wald und Strom,
hoch über sich den blauen,
tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
fort bis ins Himmelreich.

30. Walderlebnisse.

1. „Alle drei wollt ihr einen Ausflug machen?“ fragte der Vater. — „Du erlaubst es!“ frohlockte Hans, „an deinen Augen seh' ich's.“ — „Gewiss, Buben; wandert nur. Wandert und freut euch des schönen Maientags!“ — „Fein, fein!“ jubelten Hans und Hermann. Der kleine Eugen hüpfte vor Freude.

„Und wohin soll's gehen?“ — „Ich,“ antwortete Hans, „ich will mit Reuters Buben und mit Fritz Wagner auf das Bruderholz.“ — „Und ich,“ meinte Hermann, „habe mich mit Albert und Walter Fink verabredet; wir wollen auch auf das Bruderholz.“ Der kleine Eugen machte ein betrübtes Gesicht, als keiner der Brüder ihn als Wandergefährten nannte.

„Ja, und was soll mit Eugen werden,“ fragte der Vater, „wer nimmt den mit?“ — „Ja,“ entschuldigte sich Hans, „Eugen ist doch erst zehn Jahre alt; und wir sind lauter grosse Buben. Wir gehen weiter und schneller als Eugen gehen kann.“ — „Und wir,“ meinte Hermann, „wir sind auch schon dreizehn und vierzehn Jahre alt. Walter Fink sagt, Eugen verstünde immer

nicht, was wir redeten, und er wäre mit zehn Jahren auch noch zu jung.“

„Ihr seid ja nett gegen euren Bruder! Aber wenn ihr ihn nicht gern mitnehmt, so wird er auch gar nicht mit euch gehen wollen; nicht wahr, Eugen?“ — „Mit denen gehe ich überhaupt nicht,“ sagte Eugen stolz, „sie sollen nur allein gehen. Ich hole Willi ab und dann gehen wir einfach auch auf das Bruderholz.“

„Recht so, Eugen,“ bestärkte ihn der Vater, und an die drei gewendet fügte er hinzu: „Ihr seid doch eine närrische Gesellschaft; alle wollt ihr in denselben Wald, aber keiner mit dem andern.“ Die Buben sahen sich verlegen an. — „Nun gut, so gehe jeder für sich mit seinen Freunden; beim Nachtessen erzählt ihr dann eure Erlebnisse, und wir wollen einmal sehen, wer von euch das Schönste erlebt hat.“ Das gefiel den Buben. In Gedanken an grosse Taten stürmten sie hinaus.

Hans und Hermann trafen ihre Wandergenossen schon auf der Strasse und erzählten ihnen sogleich ihres Vaters Vorschlag. Alle waren einig, dass sie auf jeden Fall etwas Merkwürdiges im Walde erleben müssten. Eugen, der mit ihnen ein Stück Wegs gemeinsam ging, hörte noch, wie sie von einem Riesendauermarsch sprachen, und dass sie ein Tier fangen wollten, vielleicht einen Hasen oder ein Eichhörnchen. Hermann wollte schöne Blumen suchen und mit seinen Freunden viele Lieder singen.

Eugen trennte sich von den Brüdern vor dem Hause seines Freundes Willi und pfiiff das mit ihm verabredete Zeichen. Er wartete; pfiiff noch einmal. Endlich öffnete sich das Fenster. Willis Mutter sah heraus und rief ihm zu, Willi sei mit dem Vater ausgegangen, vor Abend käme er nicht zurück. Das Fenster schloss sich wieder.

Traurig und verlassen stand Eugen auf der Strasse. Das Beste war wohl, er begab sich nach Hause Dann würden aber nur die Brüder abends Erlebnisse zu melden haben und er nichts; das wollte er nicht. Auch lockte der nahe Wald. Da, wo die Brüder eben hinter dem Buchengebüsch verschwanden, führte ja der Weg schon auf das Bruderholz Konnte er denn nicht allein in den Wald gehen? Er kannte ja jeden Weg und Steg. Gar nicht so weit zu wandern brauchte er wie die andern;

auch auf kurzer Strecke konnte er ja etwas Schönes erleben. Flugs setzte er den Einfall ins Werk.

Als er auf der Batterie anlangte, war von den Brüdern und ihren Freunden nichts mehr zu hören und zu sehen. Die waren schon im Reinacher Wald.



2. Hans und seine Gefährten stürmten mit übertrieben langen und hastigen Schritten vorwärts durch dick und dünn, denn Hans hatte gesagt: „Buben, mindestens zwölf Kilometer weit, über Ettingen hinaus, müssen wir kommen; hin und zurück sind's dann vierundzwanzig. Das ist eine Leistung. Wenn wir dann gar noch ein Tier als Beute heimbringen, dann haben wir sicher von allen das Schönste erlebt.“

Aus der Ferne erscholl zweistimmiger Gesang: „Seht, wie die Knospen spriessen!“ — „Hallollohihie,“ schrie Hans, um sich Hermann und seinen Gefährten bemerklich zu machen. Laut hallte das Gejohle durch den Wald; es klang nicht schön zu dem Gesang. Die andern antworteten nicht, sondern sangen ruhig weiter. Aber den jungen Hasen im nahen Busch jagte Hansens

Geschrei einen Schreck ein. „Keine Angst!“ beruhigte sie die Mutter, „ein dummer Bub ist's, der schreit nur, bemerkt uns aber nie.“

„Kuckuck — kuckuck,“ klang es freundlich durch den mai-grünen Wald. „Kuckuckuckuck,“ äfften die Jungen nach. — Da hörte der Kuckuck mit Rufen auf.

Im Sturmschritt gelangten die Schreier und Renner nach Ettingen. Hastig stürzten sie ein wenig Limonade hinunter, sie mussten sich beeilen, wenn sie ihre vierundzwanzig Kilometer in vier und drei viertel Stunden zurücklegen wollten.

Auf dem Rückweg schien sich ihnen das grosse Erlebnis zu bieten. Auf einer einzeln stehenden Fichte sass ein Eichhörnchen und äugte listig nach der Bubenschar. „Das fangen wir,“ rief Hans siegesgewiss, „auf dem einzeln stehenden Baum kann es uns nicht entwischen.“ Und er entwickelte einen Kriegsplan: „Ich klettere mit einem Stock auf den Baum, und ihr stellt euch unten rings um den Stamm herum. Entweder erwische ich es oben oder ihr unten.“ Das leuchtete allen ein. Also kletterte Hans auf den Baum, und bald war das Eichhörnchen auf dem obersten Zweig in die Enge getrieben. „Greif es, greif es!“ schrien die von unten, und Hans schlug mit dem Stock auf den Stamm. In seiner Angst sprang das Tierchen mit gewaltigem Satz in die Luft. Die Pfoten wie einen Fallschirm ausbreitend und den buschigen Schwanz von sich streckend, liess es sich auf den weichen Waldboden fallen und war mit ein paar Sprüngen im Tannendickicht verschwunden. Fritz Wagner hatte es mit der Hand flüchtig am Ende des Schwanzes erwischt. Aber das Eichhörnchen hatte nur einen Büschel Haare lassen müssen.

„Schade, dass wir's nicht bekommen haben,“ bedauerte Hans, indem er mit Harzflecken und einem Loch in der Hose herunterkletterte. „Aber die Haare nehm' ich mit,“ rief er, „so etwas Merkwürdiges bringt keiner heim.“

Unterdes zogen Hermann und seine Sangesbrüder mit manch frohem Lied durch den Wald. Im Liedertakt wanderte es sich prächtig. Sie konnten sich schon hören lassen; sogar eine Gesellschaft Erwachsener lauschte mit Wohlgefallen den frischen Knabenstimmen. Doch, ob die drei auch gut sangen,

den Waldbewohnern gefiel ihr Lied nicht. Reh und Hase flüchteten ins Gebüsch, und die Vogelstimmen verstummten.

Emsig hielten die Sänger auch Umschau nach schönen, seltenen Blumen und fanden glücklich einige Büsche Akelei und Glockenblumen. „So etwas Schönes,“ meinte Hermann, „werden die andern nicht nach Hause bringen.“ Und er nahm einige davon mit für die Pflanzensammlung.

3. Der kleine Eugen wanderte mittlerweile einsam durch den Wald. Er war noch nie allein im Walde gewesen. Er fühlte sein Herz klopfen, als er, soweit er blickte, keine Menschenseele, nur Bäume, und immer wieder Bäume um sich sah. Ihm wurde ganz feierlich zumute zwischen den hohen Säulen der Buchenstämme; in weiter Höhe oben wölbten sich die Zweige zu einer Decke wie im Münster. Erleichtert atmete er auf, als er aus dem Dämmergrün des Waldes auf eine Lichtung hinaustrat. Mit Gras und Blumen war sie bewachsen und rings von hohen Buchen eingesäumt. Hier war es licht und hell, hier wollte er bleiben; zeigte doch der Wald seine Schönheit so ganz besonders in der Lichtung.

Neben einem dicken Buchenstamm setzte sich der kleine Mann ins Gras. Eine Weile betrachtete er sinnend Blumen und Bäume. Dann verloren sich seine Blicke in das Blau des Himmels und folgten einem Wölkchen, das langsam dahinzog. Dabei fiel ihm der Zweck seines Spaziergangs ein: er wollte ja etwas besonders Schönes erleben, etwas Merkwürdiges heimbringen. „Fein wäre es,“ dachte er, „wenn ich als Kleinster gerade das Beste brächte! — — — Wie wär's,“ schoss es ihm durch den Sinn, „wenn ich die schöne Waldlichtung zeichnete.“ Er zeichnete gern, und wie sein Vater ihm schon gesagt hatte, verstände er es besser als seine grossen Brüder. Ja, so sollte es sein; die Waldlichtung wollte er zeichnen. In der Tasche fand er ein Blättchen Papier; auch den Bleistift hatte er stets bei sich. So ging er mit Eifer ans Werk.

Er zeichnete und zeichnete, betrachtete dann seine Arbeit, aber immer wieder schüttelte er unwillig den Kopf; es war ein gar zu grosser Abstand zwischen Zeichnung und Wirklichkeit. Die Schönheit der Lichtung, die Lichter und Schatten auf Wald

und Wiese liessen sich nicht auf das Papier bringen. Er sah ein, sein Vorhaben ging über seine Kräfte. Nun, so wollte er doch die frischgrüne Buche zeichnen. Aber auch das wurde nichts Rechtes. Nun, dann sollte es wenigstens ein Zweig der Buche werden. Er zeichnete und zeichnete, aber auch damit wurde es nichts. Er merkte, dass die Dinge im Walde ja viel schwerer zu zeichnen seien als Häuser und Burgen, mit denen er sich bisher befasst hatte. Missmutig steckte er Blatt und Stift beiseite. „Der Wald ist so schwer zu zeichnen, weil er so schön ist,“ tröstete er sich und liess die Blicke von der Buche auf die Schlüsselblumen schweifen, die so freundlich um ihn herum standen. „Auch die sind schön,“ sagte er sich, „alles ist so schön im Walde“ ... Da war es ihm, als hörte er die Schlüsselblumen reden:

„Seltene Blumen suchen die Menschen und gehen an uns achtlos vorüber; wie einfältig!“ — „Einfältige Menschen!“ wiederholte in der Buche das Eichhörnchen, „Waldfreunde nennen sie sich, und uns, die lustigen Waldgesellen, verfolgen sie.“ — „Kuckuck, einfältige Menschen, kuckuck,“ so rief der Kuckuck von derselben Buche. „Schnidderigdig, hast recht,“ antwortete ihm das Rotkehlchen und hüpfte von Ast zu Ast. „Die klugen Menschen verstehen nicht einmal unsere Waldsprache; sie schreien und singen, dass wir erschrecken.“

Aus dem Waldrand gegenüber hüpfte ein Hase auf die Lichtung und machte das Männchen. Er schnupperte nach allen Seiten, und als alles ruhig blieb, kam noch ein zweiter Hase aus dem Gebüsch heraus. Regungslos sah Eugen, wie sich die Tiere ihm zutraulich näherten; er konnte deutlich ihre grossen Augen und ihre langen Ohren erkennen. Ein Märchenbild tauchte in seiner Erinnerung auf; nur die Elfen fehlten noch, die mit den Hasen Ringelreihen tanzten. Aber auch die sah er jetzt im Geiste. Eine Elfe glich seiner Schwester Elisabeth, dem krausen Blondkopf mit den ernsten, grossen Augen. Und „Kuckuck, kuckuck!“ schallte es durch den maigrünen Wald. Rotkehlchen, Finken und Stare stimmten mit ein. Wie klang es schön und lustig; im Märchen glaubte Eugen zu leben. Noch lange hätte er so mit offenen Augen träumen mögen. — — —

„Hallodihoh!“ tönte es plötzlich in den Waldfrieden hinein. Jäh verstummte der Vogelsang; die Häschen sprangen eilig davon; das Eichhörnchen verkroch sich in den dichten Zweigen der Buche. Das Märchen war zu Ende.

Immer deutlicher hörte Eugen die Stimme seines Bruders Hans; von der andern Seite her näherte sich der Gesang Hermanns und seiner Freunde. Fast gleichzeitig trafen die Wanderbrüder von verschiedenen Richtungen her auf Eugens Waldlichtung zusammen. Sofort bemerkten sie den Kleinen und schritten auf ihn zu.

„Was wir aber haben!“ rief Hans stolz; er zeigte die Haare des Eichhörnchens und erzählte von der wilden Jagd. „Vierundzwanzig Kilometer sind wir gelaufen in vier und drei viertel Stunden.“

„Und wir haben neunzehn Lieder gesungen,“ nahm Hermann das Wort, „und haben schöne Blumen gefunden, Akelei und Glockenblumen.“

„Und was bringst du mit?“ fragte Fritz Wagner von oben herab den kleinen Eugen. „Ich?“ sagte Eugen ein wenig verlegen, „dies Sträusschen Schlüsselblumen.“ — Alle lachten. „Phh!“ machte Hermann, „gewöhnliche Schlüsselblumen!“ Eugen ärgerte sich darüber. „Und erlebt hast du natürlich hier auch nichts, Eugen!“ meinte Hans geringschätzig, und ohne eine Antwort des Kleinen abzuwarten, forderte er auf, tüchtig auszusprechen, auf dass sie nicht zu spät zum Nachtessen kämen.

4. Als die Buben mit gehörigem Marschhunger um den Tisch sassen, konnten Hans und Hermann kaum erwarten, bis sich der Vater nach ihren Erlebnissen erkundigte. „Nun, ihr Buben, nun heraus mit der Sprache,“ fragte er denn auch bald, „was habt ihr im Walde erlebt?“

Hans berichtete siegesgewiss, dass sie in vier und drei viertel Stunden vierundzwanzig Kilometer zurückgelegt hätten. Dann schilderte er ausführlich die Jagd nach dem Eichhörnchen und wies als letzten Trumpf stolz die erbeuteten Haare.

„Eine tüchtige Marschleistung,“ erkannte der Vater an. „Und was hast du erlebt, Hermann?“

„Wir haben schöne, seltene Blumen gefunden, hier die Akelei und die Glockenblumen. Dass sie ein wenig welk sind,“

entschuldigte er sich, „schadet nichts; wir pressen sie ja für die Pflanzensammlung. Und dann haben wir neunzehn Lieder gesungen; wir haben sie genau gezählt.“ — „Gesang erfreut überall des Menschen Herz, auch im Walde,“ meinte der Vater. „Nun kommt Eugen an die Reihe; was hast du erlebt?“

Von den missratenen Zeichnungen mochte Eugen nicht sprechen, ebensowenig von den Schlüsselblumen, derentwegen ihn die andern schon verspottet hatten. So antwortete er kleinlaut: „Nichts Besonderes.“

„Wer aber von euch dreien hat das hübsche Sträusschen Schlüsselblumen mitgebracht und die Blumen so schön in der blauen Vase geordnet?“ — „Ich,“ meldete sich Eugen bescheiden. „Buben,“ wandte sich der Vater an Hans und Hermann, „offen gestanden, das Sträusschen Schlüsselblumen gefällt mir besser als eure Eichhornhaare und welken Pflanzen. Übrigens habt ihr denn im Walde ausser dem Eichhörnchen kein Tier zu Gesicht bekommen?“

„Nein,“ sagten Hermann und Hans. „O,“ meinte Eugen, „ich habe viele gesehen,“ und nun erzählte er frisch und frei, wie er ganz still auf der Waldlichtung gesessen, wie das Eichhörnchen und der Kuckuck erschienen, wie die Hasen zutraulich auf ihn zugekommen seien, und wie die Vögel unermüdlich gesungen hätten.

Und ganz glücklich noch in der Erinnerung an die schöne Stunde auf der Waldlichtung, erzählte er seinen staunenden Zuhörern weiter, wie die Tiere geredet und sich über die Menschen beklagt hätten. „Ich habe nur auf der Waldlichtung gesessen und zugeschaut und zugehört . . . und das war wunderschön!“ so schloss er seine Erzählung.

Die schlichten Worte des Kleinen klangen im Herzen seiner Zuhörer lange nach. — Dann sagte der Vater ernst und leise, fast als spräche er nur mit sich selbst: „Sollte Eugen nicht das Schönste im Wald erlebt haben?“ Die beiden Grossen kauten besonders eifrig an ihrem Brot, indem jeder dem andern das Antworten überliess.

„Die Tiere haben aber selbst nicht gesprochen,“ versicherte Eugen verlegen und unterbrach so die Stille; „das hab' ich mir

nur ausgedacht.“ — „Gewiss,“ beruhigte ihn der Vater, „so haben wir es auch verstanden.“ — „Aber die Tiere, von denen ich erzählte, die habe ich wirklich alle gesehen. Sie liefen nur davon, als Hans und Hermann mit ihren Freunden so laut ankamen und alle Vögel übertönten.“

Die beiden Grossen wussten immer noch nichts zu sagen; aber sie fühlten mehr und mehr: das schönste Erlebnis im Walde hatte doch Eugen gehabt.

31. Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Buebli lauft, es goht in Wald
am Sunntig Nomittag;
es chunnt in d'Hürst und findet bald
Ärdbeeri Schlag an Schlag;
es gönnt und isst si halber z'tot
und dänkt: „Das isch my Obebrot.“

Und wie-n-es isst, so ruscht's im Laub;
es chunnt e schöne Chnab.
Er het e Rock wie Silberstaub
und trait e goldige Stab.
Er glänzt wie d'Sunn am Schwyzer Schnee.
Sy Läbe lang het's nüt so gseh.

Druff redt der Chnab my Buebli a:
„Was issisch? Y halt's mit!“
„He nüt!“ sait's Buebli, luegt en a
und lüpft sy Chäppli nit.
Druff sait der Chnab: „He, issisch nüt,
du grobe Burscht, se battet's nüt!“

Verschwunden isch my Chnab, und 's stöhn
die nöchste Hürsch im Duft;
drus fliegt en Ängeli wunderschön
uff in die blai Luft;
und 's Buebli stoht und luegt em no
und chratzt im Hoor und lauft dervo.

Und syder isch kai Säge meh
im Beeri-Ässe gsi.
I ha my Läbtig nüt so gseh,
si bschiessen ebe nie.
Iss hampflevoll, so vyl de witt,
si stille der dy Hunger nit.

Was gib i der für Lehre dry?
Was saisch derzue? Me muess
vor fremde Lüte fründli sy
mit Wort und Red und Gruess
und 's Chäppli lüpf z'rechter Zyt;
suscht het me Schimpf und chunnt nit wyt.

32. In der Herbstlaube.

So blauer, blauer Himmel! Und so rot die Blätter an der Laube. An den Wänden schimmern sie noch etwas grünlich und bräunlich. Aber über meinem Kopf, da sind sie rot wie Blut. Die kleinen, zackigen Ausschnitte zwischen den roten Blättern sind ganz dunkelblau, viel dunkler als der Himmel draussen. Auf meinem weissen Schreibheft spielt rotes Licht von den roten wilden Weinblättern.

Ich sitze hier in Grossmutter's Garten und soll einen Aufsatz machen. Aber es fällt mir gar nichts ein!

Und immer muss ich in die Höhe sehen, bis mir die Augen weh tun von all dem Rot, und manchmal sinkt auch solch ein wunderschönes Blatt herunter auf mein Heft. Fünf Blättchen sind es an einem Stengel, wie die Finger an meiner Hand. Aber diese Blätterhand hat zwei Daumen, die ganz gleich lang sind, zwei gleichlange Zeigefinger und einen mittleren, der grösser und breiter ist als alle übrigen. Nicht zwei der Blättchen sind gleich gefärbt. Rot, gelb, rotgelb und rotgrün kommt darin vor.

Es fällt mir gar nichts ein!

Ha! da ist ein grosses Spinnweb zwischen den Weinblättern. Die Sonne blitzt auf jedem feinen Fädchen. Wie regelmässig das ist. Und in der Mitte, gerade in der Mitte sitzt die

fette Alte mit einem langen, gelblich weissen Kreuz auf ihrem graubraunen Rücken.

Es fällt mir gar nichts ein!

Aber das seh' ich erst jetzt, die riesengrosse, gelbe Sonnenblume, die hier in unsern Garten guckt? Wie lustig sie ist! Wirklich wie eine Sonne! Dasselbe grosse, freundliche Gesicht. Hu, wie das daran krabbelt von Bienen und allerlei kleinen Käfern! Die denken nun gewiss, das ist eine Wiese, auf der man weiden kann. Ihnen, diesen kleinen Käfern, kommt die Sonnenblume gewiss so gross vor wie mir dieser ganze Garten. Sonderbar ist es, wie die Käfer da auf- und absteigen, über die kleinen Hügel klettern und sich mit den dünnen, schwarzen Beinchen befühlen, wenn sie sich bewegen. Sie entschuldigen sich ordentlich, ehe sie übereinander wegsteigen.

Ach, es fällt mir gar nichts ein!

Und heiss ist es auch. Schon acht Tage wohl hat es nicht geregnet. Nun vertrocknet alles! sagt die Neudörflerin. Was knistert und knackt denn da? Ist es im Birnbaum? Richtig, eine Birne ist herunter gefallen, eine schöne, grosse, gelbe Pastorenbirne! Ganz von selbst ist sie abgefallen, weil sie reif war. Sie hat kaum eine kleine Schramme! Die wird jetzt verspeist. Der süsse Saft läuft mir schon über die Finger. Ah! die schmeckt gut!

Aber mein Aufsatz Es fällt mir ja doch gar nichts ein!

Regnet es auf einmal? Was für Tropfen sind das, die so in der Sonne blitzen? Grosse Tropfen sprühen wie Funken dort im Gebüsch. Ach so, das ist im Nachbargarten. Der alte Mann begiesst mit dem Schlauch. Und da kommt die niedliche Kleine, die süsse Lisbeth. Sie hat ein kurzes, weisses Kleidchen an und trippelt ihrem Grossvater immer vor den Füssen herum. Sie lacht so, als wenn ein Vogel zwitschert. Was sagt sie?

„Jetzt mich einmal“, sagt sie. Will sie den Schlauch haben und auch begiessen? Nein, sie stellt sich auf das Rosenbeet, neben die blühenden Monatsrosen und hält den kleinen, dünnen Hals gebückt und den kleinen, blonden Krauskopf geneigt.

„Jetzt mich einmal!“ Ha, jetzt lacht sie hell auf! Der Grossvater hat ihr ein paar Tropfen gegeben. Sie befühlt ihren

Nacken, ihr Haar. Aber sie lacht, und sie bückt sich wieder, und ihre Vogelstimme zwitschert: „Jetzt wieder mich! Jetzt wieder mich!“

Und mein Aufsatz?

33. Das Spinnlein.

Nai, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, mainsch, chasch's au-n-eso?
De wirsch mer's, trau i, blybe lo.
Es macht's so subtyl und so nätt,
i wott nit, ass i's z'haschple hätt.

Wo het's die fyni Ryschte gnoh,
bi welem Maischter hächle lo?
Mainsch, wemme's wüsst, e menggi Frau,
si wär so gscheit und holti au!
Jetz lueg me, wie's sy Füessli setzt
und d'Ermel strafft und d'Finger netzt!

Es zieht e lange Faden us:
es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Landstross in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft;
es baut e Fuesswäg näbedra,
's isch, ass es äne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
potz tausig, im Galopp und Trab!
Jetz goht's ringum, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie-n-e Ringli worden isch?
Jetz schiesst es zarti Fäden y;
wird's öbbe solle gwobe sy?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiss nit rächt, wo's ane will.
's goht wäger zruck, i sieh's em a,

's muess näumis Rächts vergässe ha.
„Zwor,“ dänkt es, „säll pressiert jo nit,
i halt mi numme-n-uff dermit.“

Es spinnt und wäbt und het kai Rascht,
so glychlig, me verluegt si fascht.
Und 's Pfarers Chrischtof het no gsait,
's seig jede Fade zämmeqlait.
Es muess ain gueti Auge ha,
wär's zellen und erchenne cha.

Jetzt putzt es syni Händli ab,
es stoht und haut der Faden ab.
Jetzt sitzt es in sy Summerhuus
und luegt die lange Strossen us.
Es sait: „Me baut si halber z'tot,
doch freut's ain au, wenn 's Hüsli stoht.“

In freie Lüfte wogt und schwankt's,
und an der liebe Sunne hangt's;
si schynt em frei dur d'Bainli dur,
und's isch em wohl. In Fäld und Fluor
sieht's Mückli tanze, jung und faiss;
's dänkt by-n-em sälber: „Hätt i ais!“

O Tierli, wie hesch mi verzücht!
Wie bisch so chlai und doch so gschickt!
Wär het di au die Sache glehrt?
Dänk wohl dä, wo-n-is alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Bis zfride! Er vergisst di nit.

Do chunnt e Fliege, nai, wie dumm!
Si rennt em schier gar 's Hüsli um.
Si schreit und winslet weh und ach.
Du arme Kärli hesch dy Sach!
Hesch kaini Auge by der gha?
Was göhn di üsi Sachen a?

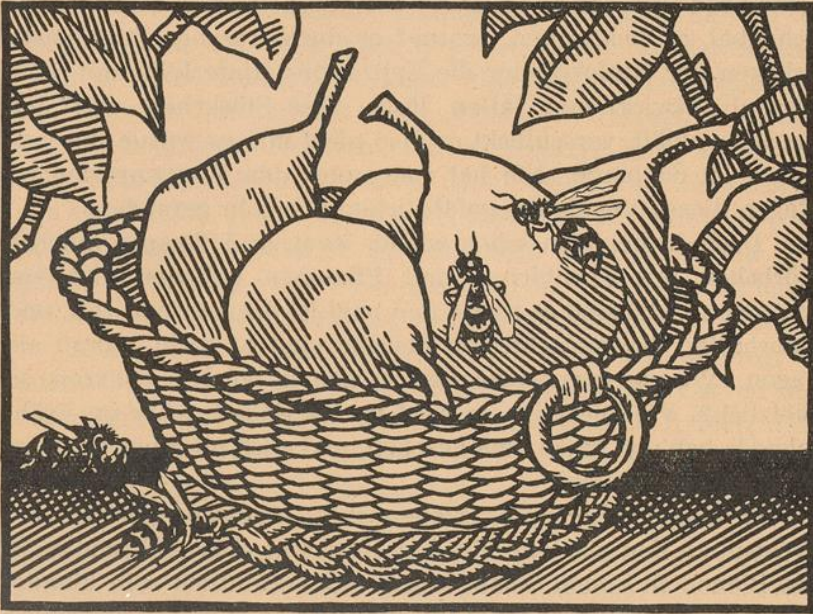
Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno;
es zuckt und springt und het si scho.
Es dänkt: „I ha vyl Arbet gha;
jetz muess i au-n-e Brotis ha!“
I sag's jo: dä, wo alle gitt,
wenn's Zyt isch, er vergisst di nit.

34. Frühbirnenzeit.

1. Zu den Dingen, die bei uns gewöhnlich nur einmal im Jahre in grösserer Menge gekauft werden, wie Änis und Honig vor dem Weihnachtsfest, bunte Farben zur Osterzeit u. a., gehört auch der Salmiakgeist. Jetzt in den Tagen des Hochsommers ist grosse Nachfrage nach dieser stark riechenden Flüssigkeit. Aber die stechenden Plagegeister aus der Insektenwelt treiben's auch zu toll im heissen August. Nirgends ist man sicher vor ihnen, und die zudringlichsten von allen sind entschieden die **Wespen**.

Selbst vor dem grössten Schnurrbart fürchten sie sich nicht, wenn der Mund, den er beschattet, irgend etwas Süsses genossen hat. Die Näscher fliegen herbei, um auch ihrerseits noch eine kleine Nachprobe zu halten. Wer sie ruhig gewähren lässt, dem tun sie nichts. Aber so kaltblütig sein, ist nicht jedermanns Sache, und ehe man sich's versieht, ist dann dem zudringlichen Tierchen der Stich gelungen. Auch versteht die Wespe oft harmlose Bewegungen falsch und setzt sich zur Wehr. Dann heisst es: schnell Salmiakgeist! und wenn keiner zur Hand, wenigstens Öl oder feuchte, kühle Erde! Denn der Stich schmerzt meist noch stärker als ein Bienenstich, wenn auch die verletzte Stelle nicht so stark anschwillt, weil die Wespe ihren glatten Stachel nicht in der Wunde zurücklässt, während die mit Widerhaken versehene Waffe der Biene abbricht und in unserer Haut stecken bleibt.

2. Eigentlich sind's hübsche, elegante Tiere, die Wespen, man muss es ihnen lassen, dazu kräftig gebaut bei aller Anmut und Zierlichkeit. Sieh nur, wie fein der Hinterleib sich abgliedert vom Bruststück. Sieh, wie kräftig die gezähnten Oberkiefer



arbeiten. Im Nu ist die Schale der süßen Birne zerbissen, und mit Wohlbehagen schlürft der kleine Mund vom Saft des Fruchtfleisches. Dabei bewegen sich die kolbigen und gebrochenen Fühler auf und ab, wie ein Kind es tut mit seinen niedlichen Fäustchen, wenn es ihm schmeckt an der Saugflasche.

Und dann die hübsche Färbung! Welch reines Gelb, besonders auf den Hinterleibsringen, und wie tief das Schwarz, das schmale Querbinden bildet und zierliche Flecken! Schwarz-gelb, Schreckfarben sind's, wie mir scheint. Weithin leuchten sie und melden es jedem Feind schon von ferne: lass mich in Ruh! Wer mich angreift, der muss es büssen; scharf ist die Waffe und giftig mein Zorn!

In der Tat, mit Wespen lässt sich keiner unserer Insektenfresser gern ein, kein Säugetier, kein Vogel, kein Frosch, keine Kröte. Nur eine einzige Ausnahme kenne ich, den Wespenbussard, der sogar mit Vorliebe nach Wespennestern sucht und sich dort die junge Brut ebenso schmecken lässt, wie die ausgebildeten Insekten, die er gelegentlich wegfängt. Beim Zu-

schnappen versteht er es aber, die Wespen stets quer in den Schnabel zu bekommen, worauf er durch rasches Zusammendrücken der Kieferränder die Spitze des Hinterleibs mit dem Stachel abzwickt und fallen lässt. Dies Stückchen, das den Stachel enthält, verschluckt er also nicht mit, es würde ihn verletzen im Schlunde. Nie hat man unter den Wespenresten im Magen dieses Vogels die gefährlichen Stacheln gefunden.

Doch da kommen schon wieder zwei, drei Wespen auf das Körbchen mit Frühbirnen und Pflaumen geflogen, das vor uns steht. Jetzt sind es sechs, und bald ist das Dutzend voll, und wahrhaftig, die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran sie nagen. Wo sie nur herkommen mögen in solchen Scharen, so plötzlich? Vielleicht ist ein Nest in der Nähe? Aber im Frühjahr, da hab' ich kaum eine gesehen, und auch noch vor ein paar Wochen sehr selten!

3. Gleich Hummeln, Bienen und Ameisen gehören die Wespen zu den staatenbildenden Insekten; aber während z. B. die Bienen in einem Staate leben, der vorbildlich sein könnte, selbst für uns Menschen, haben's die Wespen in dieser Beziehung noch nicht besonders weit gebracht. In jedem Spätherbst nämlich, wenn die Bienen sich eng zusammenschliessen in ihrem Stock und von den süßen Früchten ihres Fleisses leben, geht der Wespenstaat zugrunde. Seine Bürger sterben aus bis auf den letzten Mann, und die ganze Herrlichkeit würde mit einemmal ein Ende haben, wenn nicht einige „Königinnen“, die sich wohl noch in diesen Tagen des August im Nest als Larven füttern lassen, den harten Winter überdauerten. Hilflos liegen sie dann, die Beine dicht angezogen an den Leib, in irgend einem Versteck, in einer Mauerspalte, unter dichtem Moos oder in einem Astloch. Hier warten sie auf die Frühlingssonne, die ihnen Mut und Kraft geben soll zu neuem Leben, zu neuer Arbeit.

Dann gilt es zunächst ein Nest zu bauen. Dies ist keine leichte Sache, denn es fehlen Baumeister, Maurer und Handwerker. Sie, die „Königin“, ist ja die letzte ihres Geschlechts. Unverdrossen fliegt sie hundertmal an einen Baum, einen Zaun, eine Telegraphenstange und nagt das vermoderte Holz ab. Mit einer Art Speichel vermischt, gibt das einen Brei, ungefähr von

der Farbe der Tabaksasche. Klümpchenweise trägt sie ihn auf den Bauplatz, den sie je nach ihrer Art in ein Mauselloch oder einen hohlen Baumstamm, unter eine Holzbrücke, hinter die Rolläden am Fenster, ins Gartenhaus usw. verlegt. Nun baut das unermüdliche Tierchen eine sechseckige Zelle neben die andre, die erste Grundlage einer neuen Stadt. Das Baumaterial, der abgeschabte Holzstoff, bewährt sich dabei ausgezeichnet; sobald er trocken ist, hält er fest zusammen wie gutes Papier. Die grosse Erfindung, Papier aus Holzstoff zu bereiten, die haben die Wespen schon vor tausend und abertausend Jahren gemacht.

4. Sind nun ein paar Zellen glücklich erbaut, so belegt sie unsre Wespe mit Eiern, aus denen bald weissliche Larven hervorschlüpfen. Nun gib'ts doppelte und dreifache Arbeit; denn die hungrigen Mäuler müssen gefüttert werden mit allerlei tierischen und pflanzlichen Stoffen.

Die Mutter überfällt Fliegen, die ihr zartes Fleisch hergeben müssen, Bienen, hauptsächlich des Honigs wegen, auch Blattlauskolonien werden geplündert. Hier liegt ein Knochen, den ein Hund verschleppt hat; schnell werden noch die letzten Fleischfasern abgenagt, und so geht's fort, alles wird mitgenommen, was geeignet erscheint, die Larven daheim zu ernähren.

Sind diese ausgewachsen, so schliessen sie ihre Zelle mit einem Gespinst, puppen sich ein und entwickeln sich nun im Verborgenen zu wirklichen Wespen, die nach einigen Wochen die Puppenhaut und den Zelldeckel durchbeissen, ihre Flügel strecken und dehnen, noch ein paarmal sich mit den vordersten Füsschen über Fühler und Augen streichen — und dann fortfliegen in die sonnige Luft!

„Gott sei Dank,“ denkt die Mutter, „die ältesten Töchter sind nun glücklich so weit, dass sie mir helfen können in der Hauswirtschaft!“ Und wie helfen sie! Das enge Wohnhaus wird vergrössert, Stube um Stube; die nachgeborenen Geschwister werden gefüttert und verteidigt gegen feindliche Angriffe. Aber untätig bleibt auch die Mutter nicht; unermüdlich legt sie Eier in die neu errichteten Zellen, und immer mehr wächst die Zahl der Bewohner, die aus- und einfliegen, von Tag zu Tag. Jetzt

ist die alte Wespe wirklich eine Königin, wie sie sich's geträumt hatte: die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus, und hundert und aberhundert Untertanen stehen in ihrem Dienst.

5. Ein Wespennest bietet einen hübschen Anblick, besonders ein solches, das im Freien errichtet wurde. Wie ein grosser grauer Apfel sitzt es auf kurzem Stiele. Die Ein- und Ausflugöffnung ist schräg abwärts gerichtet. Von hier führt ein kurzer, gerader Gang zu den Waben, deren unterste die jüngste ist. Sie tragen sechseckige, nach unten offene Zellen und stehen soweit voneinander ab, dass eine Wespe bequem zwischen den einzelnen Stockwerken hindurchkriechen kann. Das Ganze wird von der bekannten grauen Papierhülle eingeschlossen. Es gibt Nester, die an Grösse einen Mannskopf noch übertreffen; sie stammen von unsrer gefürchtetsten Wespenart, der Hornisse.

Wie man sich der gefährlichen Tiere erwehren kann? Ein Wespennest am Gartenhaus oder in einem Mauselloch am vielbegangenen Wege ist eben keine angenehme Nachbarschaft. Die freihängenden Nester verbrennt man am besten. Die in Höhlungen erbauten schwefelt man aus, oder man giesst Petroleum, Terpentinöl u. dergl. hinein, worauf man den Zugang verrammelt. Aber Vorsicht! die gereizten Tiere verstehen keinen Spass; eins steht dem andern bei, und wenn nur ein Dutzend entkommt, kann man übel zugerichtet werden. Es ist, als ob sie es wüssten, die klugen Insekten, dass sie auf die unbedeckten Körperstellen ihren Angriff zu richten haben.

Wird man von einem Wespenschwarm überfallen, so hilft das Fortlaufen nichts; die Wespen sind schneller als unsre Beine, und gerade durch die Bewegung wird ihre Wut gesteigert. Sich platt auf die Erde werfen, das Gesicht auf den Boden gedrückt und die Hände unter den Leib, das ist besser, und nun Ruhe, Ruhe, wenn's auch etwa sticht im Nacken oder sonstwo: allmählich lässt der Angriff doch nach. Noch besser, man springt kühnen Satzes in einen Teich und taucht unter, auch mit dem Kopf; aber dazu gehört ein gewisser Entschluss, der manchem nicht leicht fällt, und — was die Hauptsache ist — ein Teich.

35. Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süsser Kost und frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süsser Ruh
auf weichen, grünen Matten;
der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel.

36. Bei den Rebhühnern.

1. Wenn die Frühlingslüfte wärmer wehen im März, lösen sich die Rebhuhnvölker, die sich den Winter über treue Kameradschaft gehalten haben, in einzelne Paare auf, von denen jedes einen kleinen Bezirk für sich beansprucht. Da hört man dann in der Dämmerstunde des milden Frühlingsabends bald hier, bald dort aus den Feldern den Ruf „girrää“ oder „girrhäk“, mit dem sich die einzelnen Tierchen zurufen. Mit jenem „girrhäk“ wird in der Rebhuhnsprache auch zum Sammeln geblasen,

wenn nach dem Jagdtag die zersprengten Glieder eines Volkes sich wieder zusammenfinden. Während der Angst- und Schreckruf wie „ripripripr“ klingt, schrill und gellend, dazu verstärkt durch das surrende Geräusch der harten Schwingen beim Aufflug, so dass der ahnungslose Wanderer erschrocken stille steht.

Mit dem Nestbau machen sich's die Rebhühner nicht schwer. Eine natürliche oder ausgescharrte Vertiefung des Bodens, ein Loch, das der Fusstritt eines Pferdes oder Rindes hinterlassen hat, wird noch etwas ausgekratzt. Das genügt ihnen.

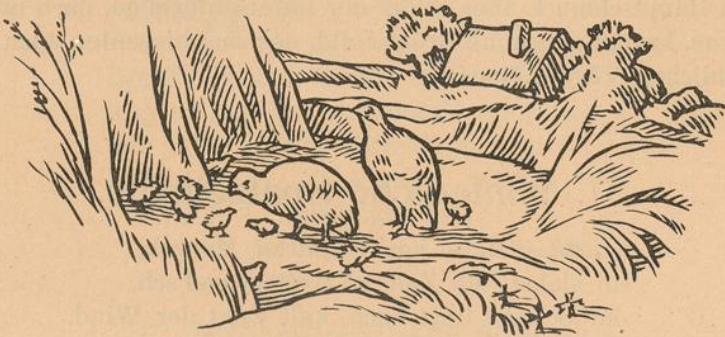
Ein paar trockene Hälmchen sind auch bald herbeigeschafft, und so liegt Ende April das erste Ei in der flachen Mulde, dem wohl jeden Tag ein neues zugesellt wird, bis die Zahl voll ist. Es können in ein Nest 12 bis 18 Stück zu liegen kommen.

Aber leicht ist ein Rebhuhnlege nicht zu finden, da die Nester meist gut versteckt sind, tief drin in den Kleefeldern, im hohen Gras der Wiese, in Weizenäckern, auch im niedrigen Gebüsch eines Feldgehölzes. Dazu bewacht das aufmerksame Männchen die Umgebung der Niststelle und meldet durch einen kurzen Angstruf dem Weibchen jede Gefahr. Dieses wieder ist klug genug, nicht etwa durch unmittelbares Auffliegen vom Nest seine Brut zu verraten, vielmehr läuft es zwischen den Futterpflanzen oder der sprossenden Saat zunächst ein Stück am Boden dahin, ehe es sich mit sausendem Geräusch zum Fluge erhebt. Noch häufiger, namentlich gegen Ende der Brutzeit, die drei Wochen währt, duckt sich das brütende Weibchen bei nahender Gefahr mäuschenstill, dass es gewiss oft genug übersehen wird. Es sitzt fester auf den Eiern, als irgend ein anderer Vogel — und so wird es gar nicht selten ein Opfer der Sichel oder der Sense.

2. Sind die Küchlein der Eischale entschlüpft, so laufen sie sogleich der beständig lockenden Mutter nach. Das ist dann ein wirklich reizendes Bild. Die vielen Federbällchen auf den kleinen Beinchen trippeln geschäftig hin und her. Sie verschwinden bald hinter einem Grasbüschel, bald in einem Fahrgeleise. Dabei merken sie gespannt auf jeden Lockruf der Mutter, welche nach Hühnerart am Boden scharrt und unermüdlich den kleinen Schnäbelchen die zartesten Leckerbissen

reicht, bis auch sie allmählich lernen, selbständig Insekten und Gewürm von den Gräsern abzulesen oder vom Boden zu nehmen.

Auch der Vater widmet sich seiner Nachkommenschaft, was wir um so mehr anerkennen müssen, als die meisten Väter aus dem Hühnergeschlecht nichts zu tun haben wollen mit der ganzen Kleinkinderwirtschaft. Er ist stets in der Nähe, wenn die Familie den Insekten nachgeht. Mit gestrecktem Hals sucht er jede verborgene Gefahr zu erspähen, die seinen Angehörigen drohen könnte. Wie bei andern Vögeln habe ich es auch bei den Rebhühnern beobachtet, dass die Alten, wenn man sie plötzlich überrascht, sich lahm, krank und flugunfähig stellen und unbeholfen vor einem am Boden hin und her taumeln. So suchen sie den vermeintlichen Feind von ihren Kleinen fortzulocken, bis sie sich plötzlich mit lautem Flügelschlag erheben und zu der verschüchterten Kinderschar zurückkehren, die in irgend einer Vertiefung des Bodens wartet.



Auch später, wenn die Jungvögel grösser geworden sind, halten die Familienglieder eng zusammen. Gemeinsam besuchen sie die Stoppelfelder, die Wiesen, die Kartoffeläcker, gemeinsam ruhen sie des Mittags am Felddrain oder nehmen ein Staubbad in der Ackerfurche; gemeinsam drücken sie sich platt an den Boden, wenn ein Raubvogel über ihren Häuptern kreist, und gemeinsam fliegen sie auf, um schnell ein nahes Versteck zu erreichen. Nur wenn sie allzuoft aufgestöbert werden, trennen sie sich — gesprengt ist die Kette — heisst es in der Jägersprache. Einzeln kauern sie dann irgendwo am Boden, bis die

Alten wieder locken. Ihnen antwortet ein Junges hier, ein anderes dort, und nicht eher verstummen die eifrigen Rufe, als bis die ganze Gesellschaft beisammen ist. So finden sich nach Jagdtagen die übriggebliebenen Glieder einer Kette wieder zusammen.

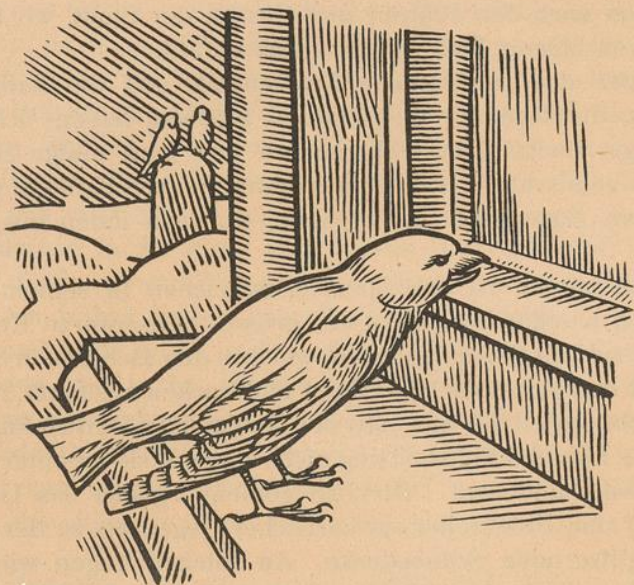
Ende August oder Anfang September liegt das Rebhuhn in der Mauser; auch die Jungvögel bekommen um diese Zeit das endgültige Gefieder, es ist ihr drittes Kleid. Einfach scheint es wohl immer noch auf den ersten Blick; aber sieh dir's doch einmal genauer an, ist es nicht ein allerliebstes, hübsches Gewand! Besonders beim alten Männchen sind die matten, abgetönten Farben schön, z. B. das Blaugrau am Hals und an der Brust mit feinen schwärzlichen Wellenlinien, die rostbraunen, hell gesäumten Querbinden an den Seiten, die hellbraunen Rückenfedern mit dem durchschimmernden Aschgrau, überall von feinpunktierten dunkleren Linien zickzackartig durchzogen. Den Hauptschmuck aber bildet der hufeisenförmige, nach unten offene, kastanienbraune Brustschild, der sich bisweilen auch bei weiblichen Vögeln findet.

37. Winterliche Spatzenbitte.

„Insbesonders, hochverehrter Mensch,
du siehst, die Zeit ist wetterwend'sch,
der Schnee liegt hoch, kalt weht der Wind,
das Vöglein darbt mit Weib und Kind.

Drum bitt ich auch in diesem Jahr,
du wollest unsrer nehmen wahr
und spenden, was an Korn und Spelt
von deinem reichen Tische fällt.

Jed Krümchen nehmen wir voll Dank
und sind an Zwitschern und Gesang
dereinst in holder Sommerzeit
zu jedem Gegendienst bereit.



Beauftragt vom beschwingten Chor,
trug ich dir dies geziemend vor;
nun öffne deines Mitleids Schatz!
Ergebenst

Dein getreuer

Spatz!“

38. Winter auf der Strasse.

Das war ein tolles Schneetreiben gestern den ganzen Tag von früh bis in die Nacht! Aber heute sind die Wolken wie weggefegt, und siegreich strahlt die Sonne vom glänzenden Himmel herab auf die glitzernde Schneeschicht, die alles überdeckt.

Ein kurzer Spaziergang durch die Strassen, hinaus vor die Stadt, soll uns heute entschädigen für den gestrigen Stubenarrest.

Unsre besonderen Freunde, die Vögel, sind es, die unsre Aufmerksamkeit auf sich lenken; denn scharenweise hat sie das Wetter von den verschneiten Feldern und Wäldern herein-

getrieben nach den Plätzen und Gassen der Stadt, wo für den hungrigen Magen doch immer etwas abfällt.

Unter das gewöhnliche Spatzenvolk und die halbwilden Tauben, die jederzeit die Strassen beleben, haben sich Feldsperlinge, Buchfinken, Goldammern und auch einige Haubenlerchen gemischt. Auf den Dachfirsten hocken Krähen, um den günstigen Augenblick zu erspähen, wo auch ihnen ein Bissen winkt.

Wie hübsch ist das Sperlingsmännchen in seinem naturfarbenen Kleide; besonders der grosse, tiefschwarze Kehlfleck und das schöne Kastanienbraun, welches den aschgrauen Scheitel einfasst und sich über Hinterkopf und Nacken ausdehnt, nehmen sich recht vorteilhaft aus. Mit der Goldammer freilich kann sich auch der hübsche Feldsperling nicht messen; sie ist einer unsrer schönsten Standvögel. Wirklich golden erglänzt das Gefieder an Kopf und Unterseite, ein herrlicher Gegensatz zu der silberweiss glitzernden Schneedecke. An solchen Tagen wie heute wimmelt es in Dorf und Stadt von diesen bekannten Waldvögeln, die sich schon im Spätherbst zu Feldsperlingen, Buch- und Grünfinken, aber auch zu Dohlen und Krähen gesellen und nun im Winter mit ihnen betteln gehen.

Aber da sind auch noch andre Gesellen unter der hungernden Schar. Wie sie so eilig und graziös einhertrippeln, plötzlich Halt machen, stolz das Häubchen aufrichten, ein Körnchen picken und jetzt wieder vorwärts eilen, um einem herankommenden Schlitten auszuweichen! Haubenlerchen sind's, wirklich allerliebste Geschöpfe, die sich durch ihr lebhaftes und doch so zutrauliches Wesen auszeichnen.

In besonders strengen Wintern verlassen sehr viele von ihnen ihre kalten, in östlichen oder nördlichen Ländern gelegenen Brutplätze und quartieren sich für einige Zeit bei uns ein. Empfindlich gegen die Kälte ist die Haubenlerche keineswegs, wenigstens stimmt sie ihr hartes Los nicht traurig: auf einer kleinen Erhöhung sitzend, auf einem Zaun oder niedrigen Dachfirst begrüsst sie schon den ersten freundlichen Sonnenstrahl des Jahres mit ihrem weichen Liedchen: „Düdidoi“ — es muss doch Frühling werden.

In den Gärten vor der Stadt ist der Zaunkönig das lieblichste Geschöpf im Winter. Was kümmert ihn Schnee und Eis? Behend schlüpft er durchs beschneite Gesträuch, durch jeden Haufen durrer Reiser. Insekteneier und -puppen, erstarrte Fliegen und Spinnen, die an wohlversteckten Plätzchen schlummern, sind seine Beute. Sieh, jetzt setzt sich das muntere Vögelchen auf einen von der Sonne beschienenen Baumstumpf, das kurze Schwänzchen in die Höhe gestelzt, die Brust gewölbt, und nun rollen die heiteren Töne aus der winzigsten Sängerkehle der Welt; ein froher Triller beschliesst das Liedchen. Hab Dank, du freundlicher Wicht im Federkleid! Wenn die andern Vögel schweigen, wenn die Bäume entlaubt stehen und die Erde schlummert in Schnee und Eis, wenn der Bach unter der starren Kristalldecke dahinhüpft, dass man sein Murmeln nur leise vernimmt, dann bist du, der kleinste Vogel unter den kleinen, zugleich der kühnste und heiterste, ein wirklicher „Schneekönig“.

Wahrhaftig, den Griesgram möchte ich sehen, dem das Herz nicht aufginge, wenn der Zaunkönig so mutig seine helle Melodie hinausschmettert in die stille, verschneite Flur!

39. Der Sperling am Fenster.

Zaig, Chind! Wie het säll Spätzli gsait?
Waisch's nümme rächt? Was luegsch mi a? —
„s het gsait: I bi der Vogt im Dorf,
i muess von allem d'Vorläs ha.“

Und wo der Spötlig sait: 's isch gnueg!
Was tuet my Spatz, wo d'Vorläs het? —
„Er list am Bode d'Brösli uff,
suscht müesst er hungerig ins Bett.“

Und wo der Winter d'Fälde deckt,
was tuet my Spatz in syner Not? —
„Er pöpperlet am Fänschter a
und bättlet um e Stückli Brot.

Gang, gib em, Mueter! 's friert en suscht.“ —
Zaig, sag mer zerscht, 's pressiert nit so,
wie chunnt's der mit däm Spätzli vor?
Mainsch nit, es chönnt aim au so goh?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
sag nit: i bin e ryche Heer!
Und iss nit Brotis alli Tag,
's chönnt anderscht wärde, handumchehr.

Iss nit der chroschplig Ramft vom Brot
und loss die waiche Brosme stoh!
— De hesch's im Bruuch! — Es chunt e Zyt,
und wenn de's hättsch, wie wärsch so froh!

Ne blaue Mäntig währt nit lang,
und d'Wuche het no mänggi Stund,
und mänggi Wuche lauft durs Dorf,
bis jedem au sy letschti chunnt.

Und was men in sym Früehlig lehr,
me trait nit schwär und het's emol,
und was men in sym Summer spart,
das chunnt aim in sym Spötlig wohl.

Chind, dänk mer dra, und halt di guet! —
„O Mueter, lueg! der Spatz will goh!“ —
Se gang er! Läng die Hirse dört
und streu em! Er wird wider cho!

40. Weihnachten im Walde.

Früher als sonst im Jahre hatte sich die Dämmerung über die Erde gesenkt. Nun rieselten aus dem grauen Wintergewölk Schneeflocken hernieder, viele, viele; leise legten sie sich auf Baum und Strauch, leise bedeckten sie den Boden des Waldes.

Ueber die duftigweiche, noch unversehrte Schneedecke kam ein Hase dahergehüpft. Er lief auf einen Tannenbaum zu, der

vereinsamt neben den winterlich kahlen Buchen grünte und mit seinen buschigen Zweigen einige vertrocknete Gräser gegen die fallenden Schneeflocken schirmte. Wie die Gräser, so suchte auch der Hase unter dem Tannenbaum Schutz. Er zwängte den Rücken und das Schwänzchen zwischen die trockenen Gräser und schaute dann behaglich aus seinem Unterschlupf hinaus in das Gewimmel der wirbelnden Schneeflocken.

„Endlich einmal ein ruhiges Stündchen, und so ganz ohne Sorgen!“ brummelte er in seinen Schnurrbart.

„Wohl dem, der das von sich sagen kann!“ antwortete aus dem Baum eine weiche Stimme.

„Oho!“ rief erschreckt der Hase, „wer redet denn da; wer bist du?“

„Ich! Kennst du den Vogel Kreuzschnabel nicht?“

„Gut Freund also.“

„Gut Freund! — Feind, wenn man so sagen will, jetzt allen Tannzapfen und im Sommer allen sechsbeinigen Waldbewohnern; die brauche ich zu meiner Nahrung.“

„Als Vierbein finde ich also Gnade vor dir.“

„Gute Freunde können wir sein; es ist so schön, in der dunkeln Waldeinsamkeit des Winters einen Freund zu haben. — Doch hast du vorhin nicht gesagt, du habest keine Sorgen? Warum bist du gerade jetzt so sorgenfrei?“

„Weisst du denn nicht, dass heute Weihnachten ist?“

„Weihnachten, was ist das?“

„Die kommende Nacht nennt man so, und mein Grossvater pflegte zu sagen: Die Weihnacht ist die einzige Nacht, wo wir hier im Walde vom Menschen nichts zu fürchten haben. Sie bringt uns Waldbewohnern Ruhe und Frieden.“

„Wirklich?“

„Ja, Freundchen; und das kommt so: der Winter ist für uns Hasen — du weisst es ja — eine erbärmliche Zeit; überall ist das Futter erfroren oder verschneit, so dass uns fast ständig der Hunger drückt. Und nicht genug damit, im Winter ist es auch, wo uns die Menschen mit ihrem Schiessgewehr nachstellen.“

„Das stimmt, ihr seid in dieser Jahreszeit böse dran; aber warum soll dich nun gerade diese Weihnacht schützen?“

„Höre nur weiter! Ganz besonders schlimm waren gerade die letzten Tage und Nächte. Wo man auch um den Kohl herum-schlich, überall hörte man die Bauern von Festbraten, Weihnachtsbraten reden, und — paff — knallte ihre Flinte, und Schrotkörner sausten einem um die Löffel. Mehrere meiner Freunde sind im Pulverblitz gefallen. Mich hat's verschont; aber die Angst hat mich gestern schon vom Kohlfeld fern gehalten.“

„Armer Freund.“

„Ja, aber denke dir, seit heute ist mit einemmal alles anders geworden: alles ist still und ruhig; in Feld und Wald ist niemand mehr zu erblicken. Wen die Menschen von uns Waldbewohnern erwischt haben, brauchen sie gerade für den Weihnachtsbraten. Wir aber, die ihrer Schiesserei entgangen sind, wir können uns endlich einmal einer friedlichen Nacht in Ruhe erfreuen.“

„O, wär' es doch so! Auch ich habe die letzten Tage ständig in Furcht vor den Menschen gelebt.“

„Auch du fürchtest sie?“

„Wer von uns Waldbewohnern müsste es nicht?“

„Dich sehen sie doch aber gar nicht, da oben in deinem Tannenbaume.“

„Das schon, mein Lieber; aber in meinem Falle schützt mich das nicht.“ Einen Augenblick sah der Kreuzschnabel in das Schneeflockengewimmel. Dann begann er zu erzählen: „Als der Frost neulich einsetzte, habe ich die Eier gelegt, die ich jetzt hier ausbrüte.“

„Eier brütest du aus?“ unterbrach ihn erstaunt der Hase, „jetzt bei Winterkälte und Schneegestöber?“

„Warum nicht! Das ist bei mir und meinen Verwandten mit dem gekreuzten Schnabel nun einmal altes Herkommen.“

„Hat man so etwas schon gehört!“

„Und doch ist es so, lieber Freund. Aber die Winterkälte macht mir keine Sorge. Im Polster des Nestes, unter meiner Federbrust, liegen die Eier warm genug. Kummer aber bereiten mir, wie ich dir schon sagte, die Menschen. Alle die Tannenbäume hier im Umkreis haben sie gefällt und fortgeschleppt, jetzt steht als einziger und letzter nur noch mein Tannenbaum

hier, auf dem ich brüte. Schon morgen früh vielleicht holen sie auch den; und wenn der Baum stürzt, zerschellen die Eier auf dem Waldboden. Entsetzlich, wenn ich daran denke!“

„Frau Kreuzschnabel, deinen Baum werden sie nicht fällen.“

„Willst etwa du die Bauern verjagen, wenn sie den Baum holen kommen?“

„Sie werden nicht kommen, auch zu deinem Glück ist die Weihnacht erschienen.“

„Wer das glauben könnte.“

„Und doch wirst du es glauben; höre nur: wie uns arme Hasen, brauchen die Bauern auch die Tannenbäume gerade für das Weihnachtsfest. Ich habe es mit eigenen Augen geschaut, in jedem Hause haben sie schon einen Baum. Du wunderst dich vielleicht, dass ich all' die Bäume in den Häusern habe sehen können. Aber denke dir nur, sie haben auf die Zweige jedes Tannenbaums Sterne gesteckt, wie du sie abends am Himmel blinken siehst. Nur viel heller noch waren diese Baumsterne. Und in jedem Bauernhause habe ich durch das Fenster einen solchen Sternbaum leuchten sehen.“

„Ein Baum mit Sternen!“ wiederholte nachdenklich der Kreuzschnabel.

„Das muss ich auch sagen, Frau Schnabel, so schön wie heute habe ich das Dorf noch nie gesehen. Der Sternbaum beleuchtete Puppen und Bücher, Äpfel und Zuckerwerk. Umstrahlt vom Lichterglanz freuten sich darüber die Bauersleute alle, vom alten Grossvater bis zu den Kindern. Wie hat da im Garten der Weihnachtskohl geschmeckt! — Auch du hast nun nichts mehr zu fürchten. Darum freue dich der Weihnacht.“

„Gern möcht' ich's schon. Doch leider bleibt mir noch eine Sorge, und wahrlich keine geringe, — ob nämlich in meinen Eiern noch Leben ist.“

„Warum sollten nicht auch aus deinen Eiern die Kleinen auskommen?“

„Das hat seine besondere Bewandtnis. Als nämlich die Bauern gestern zum letztenmal kamen, um Bäume zu fällen, sass ich zitternd und zagend auf dem Neste, jeden Augenblick gewärtig, dass mein Baum an die Reihe kommen könnte. Wirklich

hieb plötzlich ein Bauer mit der Axt an meinen Stamm, — und im ersten Schreck flog ich auf. Dumm war's von mir, denn meinem Baum geschah weiter nichts. Die Bauern machten sich alsbald an den Nachbarbaum, weil der ihnen wohl schöner zu sein schien. Wenn ich ihnen nun mein Nest nicht verraten wollte, durfte ich jetzt nicht dahin zurückfliegen. Ich wartete deshalb, bis sie mit ihrem Baum ausser Sicht waren. Aber denke dir meinen Schreck, als ich das Nest wieder aufsuchte: die Eier hatten sich in der bitterkalten Winterluft abgekühlt; und Angst und Sorge beschleicht mich, ob wohl noch Leben in den Eiern ist?“

„Sorge über Sorge, das ist das Los von uns Waldleuten. Doch gib die Hoffnung nicht auf, es wird noch alles gut werden. Freue dich der Weihnacht, Frau Kreuzschnabel, auf dass die Freude dich erwärme und neues Leben in den Eiern wecke.“

„Hab' Dank, mein Freund! Doch nun genieße auch du noch in Ruhe die Weihnacht.“

„Gute Nacht.“ — „Gute Nacht.“

Der Hase schloss die Augen und schlief bald ein. Aber noch lange wachte in banger Sorge der Kreuzschnabel. Schliesslich umfing auch ihn der Schlaf. —

Immer noch rieselten aus dem grauen Wintergewölk Schneeflocken hernieder, viele, viele; leise legten sie sich auf Baum und Strauch. Dabei ging jetzt ein Knicken und Knacken durch den Wald. „Schneegewölk“, glaubte man die Bäume unter der Schneelast ächzen zu hören, „Schneegewölk, verschone uns mit deiner Spende!“

Und das Schneegewölk verflog, verflog so schnell, wie es gekommen; fast sah es aus, als fielen die letzten Schneeflocken aus blankem Sternenhimmel nieder. Und nun beschaute der Mond die weisse Pracht im Walde. Er leuchtete auch über einen Schneeberg hinweg unter die Tanne; auf den schlafenden Hasen fiel dort sein Licht. Er warf sein Licht auch oben auf der Tanne in eine kleine Laube. Die war gebildet aus Tannenzweigen; gedeckt war sie mit Bauschen flockigen Schnees. In der Laube aber lag schneegeschützt das Nest, in dem Frau Kreuzschnabel brütete und schlief.

Und was geschah! Ein ganz klein wenig rührte sich etwas unter der schlafenden Vogelmutter, und „piep, piep“ tönte es leise durch die stille Winternacht: die kleinen Kreuzschnäbel waren zur Welt gekommen. Der Laut in Nacht und Stille hatte die Vogelmutter sogleich geweckt. „Tschock, tschock,“ grüsste sie jubelnd die zum Leben erwachten Kleinen.

Der Jubel weckte auch unseren Hasen. „Glückauf, kleine Kreuzschnäbel!“ rief er fröhlich, „glückauf, du sorgende Mutter!“ und nachdenklich fügte er hinzu: „Mein Grossvater hatte recht: Ruhe und Frieden bringt uns Waldleuten die Weihnacht.“

41. In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
weil unter dem Schnee frisch grünert die Saat.
Erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
spürst du, was Gutes der Winter tat. —
Und dünkt die Welt dich öd und leer,
und sind die Tage dir rau und schwer,
sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

42. Das Schneeglöckchen.

Es war Winterzeit. Die Luft war kalt und der Wind scharf; aber zu Hause war es warm und gemütlich. In ihrem eigenen Häuschen lag die Blume. Sie schlummerte in ihrer Zwiebel unter Erde und Schnee.

Eines Tages fiel Regen. Die Tropfen drangen durch die Schneedecke hinab in die Erde, sie berührten die Blumenzwiebel und erzählten von der Lichtwelt da oben. Bald drang der Sonnenstrahl ganz fein und bohrend durch den Schnee hinab zu der Zwiebel und stach sie.

„Komm herein!“ sagte die Blume. „Das kann ich nicht!“ sagte der Sonnenstrahl; „ich bin noch nicht stark genug, um die Erde aufzuschliessen. Im Sommer werde ich stärker sein.“

„Wann ist es Sommer?“ fragte die Blume, und sie wiederholte diese Frage, so oft ein neuer Sonnenstrahl zu ihr herabdrang. Aber es währte noch lange bis zur Sommerszeit; noch lag der Schnee, und es fror Eis auf dem Wasser in einer jeden Nacht. „Wie lange das dauert! Wie lange das dauert!“ sagte die Blume. „Ich fühle ein Kribbeln und Krabbeln; ich muss mich recken, ich muss mich strecken! Ich muss aufschliessen; ich muss hinaus und dem Sommer einen guten Morgen zunicken! Es wird hohe Zeit!“

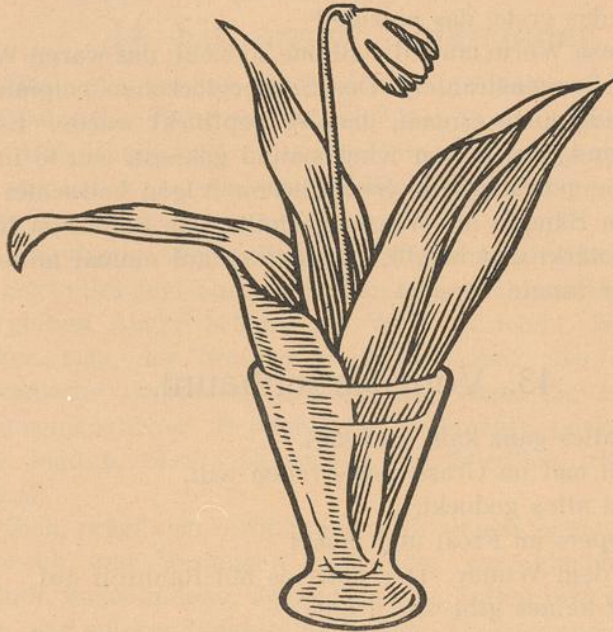
Und die Blume reckte und streckte sich drinnen gegen die dünne Schale, welche vom Wasser weich geworden war und in die der Sonnenstrahl hineingestochen hatte. Bald spross sie unter dem Schnee hervor mit weissgrüner Knospe auf grünem Stengel und mit schmalen, dicken Blättern, die sie gleich einem Mantel umgaben. Der Schnee war kalt, aber vom Lichte durchstrahlt, dazu so leicht zu durchbrechen. Und nun kam auch der Sonnenstrahl mit stärkerer Macht als bisher.

„Willkommen! Willkommen!“ sang und klang jeder Strahl, und die Blume erhob sich über den Schnee hinaus in die Lichtwelt. Die Sonnenstrahlen streichelten und küssten sie, so dass sie sich ganz öffnete, weiss wie der Schnee und geschmückt mit grünen Streifen. Sie neigte ihr Haupt in Freude und Demut.

„Wunderschöne Blume!“ sangen die Sonnenstrahlen, „wie bist du so frisch und zart! Du bist die erste, du bist die einzige! Du bist unsere Liebe! Du läutest den Frühling ein, einen neuen Frühling über Land und Stadt! Aller Schnee soll schmelzen! Die kalten Winde werden hinweggefegt! Dann werden wir wieder herrschen, und alles wird wieder grünen! Und dann bekommst du Gesellschaft, Flieder und Goldregen und zuletzt die Rosen! Aber du bist die erste, so fein und zart!“ Das war eine Lust! Es war, als ob die Luft sänge und klänge, als ob die Strahlen des Lichts dem Schneeglöckchen in seine Blätter und seinen Stengel hineindrängen. Es stand so fein und zart und doch so kräftig da in jugendlicher Schönheit. Es stand da in weissem Kleide mit grünen Bändern und lobte den Sommer.

Aber es war noch weit bis zur Sommerszeit. Wolken verhüllten die Sonne, und scharfe Winde brausten über das arme

Schneeglöckchen fort. „Du bist ein wenig zu früh gekommen!“ sagten Wind und Wetter. „Noch führen wir das Regiment; das sollst du jetzt zu fühlen bekommen! Du hättest hübsch zu Hause bleiben sollen und lieber noch nicht hinauslaufen, um Staat zu machen! Es ist noch nicht an der Zeit!“



Es war schneidend kalt. Die nächsten Tage brachten nicht einen einzigen Sonnenstrahl. Es war Wetter, um in Stücke zu frieren, zumal für so eine kleine Blume. Aber sie besass mehr Stärke in sich, als sie selbst wusste. Sie war stark in Freude und Glauben an den Sommer. Er musste ja kommen; er war ihr doch von den warmen Sonnenstrahlen verkündigt worden. Und so stand sie voller Zuversicht in ihrer weissen Tracht mitten im Schnee und neigte ihr Haupt, wenn die Schneeflocken dicht und schwer auf sie herabfielen und die eisigen Winde über sie dahinfuhren.

„Du brichst ab!“ sagten sie. „Du verwelkst! Du erfrierst! Was wolltest du auch schon draussen! Weshalb liessest du dich

hervorlocken? Der Sonnenstrahl hat dich genarrt! Das hast du nun davon, du Sommernarr!“ — „Sommernarr! Sommernarr!“ hallte es an dem kalten Morgen in einem fort. Und schon glaubte das arme Blümchen, erfrieren zu müssen.

Aber gegen Mittag kamen einige Kinder in den Garten. „O, ein Schneeglöckchen!“ jubelten sie, „da steht eins, so schön, so reizend, das erste, das einzige!“

Und diese Worte taten der Blume so wohl; das waren Worte wie warme Sonnenstrahlen. Das Schneeglöckchen empfand in seiner Freude nicht einmal, dass es gepflückt wurde. Es lag in Kindeshand, wurde von Kindesmund geküsst, wurde in die warme Stube gebracht, von freundlichen Augen betrachtet und von weichen Händen ins Wasser gestellt. Das Blümchen fühlte sich neu gestärkt und belebt, als wäre es auf einmal mitten in den Sommer hinein versetzt.

43. Vom Kirschbaum.

Ist alles ganz kahl und still,
nicht mal im Grase sich's regen will,
steht alles geduckt,
klappert im Frost und muckt
mit dem Winter. Der putzt es mit Rauhreif auf,
aber keines gibt was drauf.

Doch im Garten
sagt einer: ich kann warten.
Ist jemand, du kennst ihn wieder kaum,
so dünn ist er worden: der Kirschenbaum.
Schläft er nicht?
Trau einer dem Wicht!

Heute Mittag um Uhre eins
gab's mal ein Pröbchen Sonnenscheins.
Darin — ich habe
das deutlich gesehn —
mit seinen Knospen

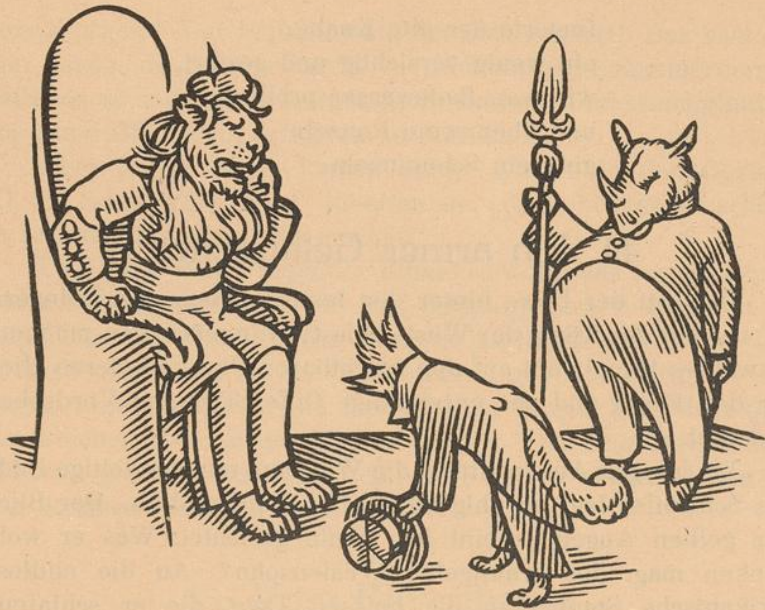
fingerter der alte Knabe,
ein wenig vorsichtig und geziert,
wie man Badewasser probiert —
und über seine Runzeln
ging ein Schmunzeln.

44. Ein armer Gefangener.

Da liegt der Löwe hinter den festen Stäben des Zwingers, er, welcher der König der Wüste heisst! Sein mächtiges, mähenumwalltes Haupt ruht auf den furchtbaren Pranken, deren Hieb für den Feind und das unschuldige Opfer Tod und Verderben bedeutet.

Im ruhigen Atmen zittern die Weichen, nur das zottige Ende des Schweifes fegt unruhig hin und her, auf und ab. Der Blick der gelben Augen scheint ins Weite gerichtet. Was er wohl denken mag, der braungelbe Wüstensohn? An die endlose afrikanische Steppe, an die heissen Tage, die er schlafend in unzugänglicher Felsschlucht verbracht; oder an nächtliche Jagden, rasche Ueberfälle auf friedlich trinkende Gazellen?

Sieh, prägt sich nicht Schmerz in seinen Zügen aus, wildes Heimweh und Verlangen nach dem, was einstmals war in schöner, ungebundener Jugendzeit? In Falten liegt die wuchtige Stirn, und stärker funkeln die Augen. Er erhebt sich. Die mörderischen Zähne blitzen aus dem halbgeöffneten Maule, und rascher peitscht der Schweif durch die Luft. Ein tiefer Atemzug hebt die Rippen, ein Zittern fährt durch den Leib, und aus dem Rachen rollt das donnernde Gebrüll, das die Tiere der Steppe erschreckt und ihre sonst so flinken Glieder lähmt, wenn es in stiller Nacht die Luft erschüttert. Stoss auf Stoss bricht der dröhnende Ruf hervor. Endlich legt sich der Sturm. Das Haupt erhoben und den Blick in die Ferne gerichtet, geht der arme Gefangene am Gitter auf und nieder, hin und her, her und hin, gleichförmig, unermüdlich, bis endlich Unruhe und Sehnsucht in seinem Innern erlischt und er sich niederlegt zu neuem Sinnen und Träumen.



45. Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe!“ sprach ein Fuchs, „ich muss
es dir nur sagen, mein Verdruss
hat sonst kein Ende:

Der Esel spricht von dir nicht gut;
er sagt, was ich an dir zu loben fände,
begriff er nicht. Dein Heldenmut
sei zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben
von Grossmut und Gerechtigkeit;
du würgst die Unschuld, suchest Streit;
er könne dich nicht loben.“

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
dann sagt er: „Fuchs, er spreche, was er will!
Denn was von mir ein Esel spricht,
das acht ich nicht.“

46. Der Löwe und das Mäuschen.

Ein Mäuschen lief über einen schlafenden Löwen hinweg. Der Löwe erwachte und ergriff das Tierchen mit seinen gewaltigen Tatzen.

„Verzeihe mir meine Unvorsichtigkeit,“ flehte das Mäuschen, „und schenke mir mein Leben, ich will dir ewig dafür dankbar sein. Ich habe dich ja nicht stören wollen.“

Grossmütig schenkte er ihm die Freiheit und sagte lächelnd zu sich selber: „Wie will wohl ein Mäuschen einem Löwen dankbar sein!“

Kurze Zeit darauf hörte das Mäuschen in seinem Loche das fürchterliche Gebrüll eines Löwen, lief neugierig dahin, von wo der Schall kam, und fand seinen Wohltäter in einem Netze gefangen. Sogleich eilte es herzu und zernagte einige Knoten des Netzes, sodass der Löwe mit seinen Tatzen das übrige zerreißen konnte. So vergalt das Mäuschen die ihm erwiesene Grossmut.

47. Der Schwamm.

Da fährt ihr jeden Tag mit eurem Schwamm über die Tafel hin, und gewiss ahnt ihr nicht einmal, was für ein merkwürdiges Ding ihr da eigentlich in den Händen haltet. Denkt euch, das war einstmals ein Tier! Oder wenigstens ein Teil eines solchen, nämlich das hornige Skelett. Ja, schaut mich nur gross an, es ist doch so! Auf dem Meeresgrunde hat dieser Schwamm einst gelebt. Nicht flink und frei wie ein Fisch, sondern am Boden festgewachsen wie eine Pflanze. In den Löchern und Kanälen, die ihn jetzt durchziehen, regte sich weiches, lebendes Fleisch. Das salzige Meerwasser durchfloss sie und gab dem Schwammtier die Nahrung her, aus der es Körper und Skelett erbaute. Keine Augen liessen es die Umwelt schauen. In tiefster Finsternis lebte es dahin, unaufhörlich Wasser und Nahrung saugend. Und das wunderbarste! Sieh, jener grosse Schwamm, der dort im Becken liegt; er ist nicht ein Einziger! Er ist das Skelett von vielen Schwämmen, die alle aus einem ein-

zeln herausgewachsen sind und eng verbunden miteinander leben.

Und wer weiss, vielleicht lebten sie heute noch ihr stilles Leben auf dem Meeresgrunde, wäre nicht eines Tages ein Taucher gekommen und hätte sie emporgerissen ans Tageslicht und sie vertrocknen und verwesen lassen, um ihr Gerippe, eben unsern Schwamm, für seine Zwecke zu gewinnen.

48. Rätsel.

Auf einer grossen Weide gehen
viel tausend Schafe silberweiss;
wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born,
ein Hirt ist ihnen zugegeben
mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Toren,
er überzählt sie jede Nacht
und hat der Lämmer keins verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
ein muntre Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!